Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 37 **Marburg i. H., den 14. September** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: In Gott leben — Caspar Schwenckfeld. Erstes Stück — Kirche und Innere Mission — Im Herzen Chinas. Erste Hälfte — Sozialpolitik und Konkurrenzfähigkeit — Zum Streit Jatho-Harnack — Volksbibel — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

In Gott leben

In ihm leben, weben und sind wir. Apostelg. 17, 28.

Dieses Wort gilt ganz allgemein. Es gibt keinen Menschen, ja überhaupt kein Geschöpf, das nicht in Gott wurzele und zu ihm sich ausstrecke. Aber es macht einen großen Unterschied, ob wir das wissen oder nicht.

Es ist merkwürdig, daß oft erst dann die Erinnerung an die grundlegende Tatsache unseres Lebens aufwacht, wenn ein Mensch gestorben ist. Denn auf manchem Leichenstein lesen wir das Wort: Hier ruht in Gott. Den bei uns weilenden Japanern fällt es auf, daß die Familienbeziehungen nicht entfernt so pietätvoll gepflegt werden, wie es bei ihnen selbstverständlich zu sein scheint, daß man aber oft auf den Friedhöfen Familienbegräbnisse antrifft. Sie fragen mit Recht, ob es denn nicht wertvoller wäre, die Gemeinschaft des Blutes im Leben zu ehren, als ihr auf Grabeshügeln Denkmäler zu errichten. Mit unsrer Gottesgemeinschaft steht es oft nicht viel besser. Das Ruhen in Gott hat doch erst da Sinn und Wahrheit, wo ein Leben, Weben und Sein in Gott während dieser unsrer Erdenzeit vorangegangen ist.

Aber wurzelt nicht die Sonnenblume in meinem Gärtchen, die sich, nach langer Dürre vom Regen erfrischt, sanft im Winde bewegt, in ihrem Grunde, ob sie es weiß oder nicht? Ist sie darum weniger schön, weil sie sich ihres Zusammenhangs mit den ihr Dasein tragenden Mächten nicht bewußt ist? So könnte ja wohl auch der Mensch bleiben, was er ist, ob er ein Bewußtsein davon hat, daß er in Gott und von Gott lebt, oder ob es ihm fehlt.

Allein so ist es eben nicht. Für das Leben der Seele kommt alles auf die geistigen Verbindungen an. Nur wenn die Leitungen in Ordnung sind, durch die ihr Kräfte einer höheren Welt zugeführt werden, erhebt sich der Mensch über die Sinnlichkeit und wird, was er sein soll. Im anderen Fall lebt er nicht, sondern er vegetiert nur. Und es ist ein schlechter Trost zu wissen, daß immer nur Wenige leben und Viele vegetieren.

Das freilich ist noch keine bewußte Verbindung mit Gott, daß wir uns allerlei Gedanken über Gott machen. Die Gedanken sind in der Religion nicht der Anfang, sondern das Ende. Wir müssen im Gemüt religiös etwas von Gott erleben, dann mögen sich die Gedanken darauf richten und zu deuten versuchen, was sich zuerst im Gefühl geregt hat. Kehren wir diese Gottesordnung des Glaubenslebens um, dann gleichen wir dem Schmied, der sein Gebläse in Bewegung setzt, ohne für Glut gesorgt zu haben, und der auf dem Ambos hämmert, ohne ein Eisen zu haben, das er formen könnte.

Der wunderbare Zauber, der von religiösen Persönlichkeiten ausgeht, beruht darauf, daß sie uns nicht Gedanken vortragen, die sich ihnen als Frucht tiefen Nachsinnens ergeben hätten, sondern daß sie uns zu verkünden suchen, was sie in ihrem tiefsten Innern erlebt haben. Dem Quellensucher gleichen sie, der jetzt hier, jetzt dort das Erdreich aufgräbt und überall auf Wasseradern trifft, die Anderen verborgen waren.

In der Biographie des Franz von Assisi lesen wir, wie ernstlich dieser Heilige darauf bedacht war, seine Brüder von den Wissenschaften fern zu halten. Als er einmal einen Genossen traf, der in einem Psalterium las, bat er ihn kniefällig, sich nicht mit Büchern einzulassen. Nicht durch Gelehrsamkeit, sondern einzig durch Demut und selbstlosen Dienst der Liebe hätten die Apostel die Menschenherzen erobert. Wir halten die Wissenschaft in allen Ehren. Aber das ist gewiß: unser Leben muß Evangeliumsverkündigung sein. Und erst wenn wir von dem reden, was zuvor lebendig geworden ist, werden wir Schatzfindern gleich Anderen Mut machen, es auch mit dem Graben nach unvergänglichen Kleinodien zu versuchen.

Es ist noch Nichts geleistet, wenn wir über Gott und die Ewigkeit nachsinnen, aber Alles, wenn wir begonnen haben in Gott und in der Ewigkeit zu leben. Paulus steht auf dem Areopag in Athen nicht als Philosoph unter Philosophen, sondern als einer, der hinter das Geheimnis des Lebens gekommen ist.

Das Reich Gottes wird durch die Menschen ausgebreitet, die diese Kunst erlernt haben. Ihre Hauptaufgabe wird immer sein das Lied des Lebens anzustimmen, und alle Worte sind in ihrem Munde nur Mittel und Hilfen für solche, die gleichfalls begehren, in Gott zu leben, zu weben und zu sein. C G

Caspar Schwenckfeld

Erstes Stück

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ist gleichzeitig mit meiner Schrift über William Dell, den stark von Schwenckfeld beeinflußten Feldprediger Cromwells,*) die erste ausführliche und alle handschriftlichen Quellen benutzende Darstellung der Lehre Caspar Schwenckfelds selbst und der Schicksale der von ihm gegründeten Gemeinschaften erschienen.**) Der Verfasser ist bei seiner Untersuchung zu einem Ergebnis gekommen, das nicht verfehlen wird großes Aufsehen zu erregen: Nicht bei Luther, sondern bei Caspar Schwenckfeld werden wir künftig in die Schule gehen müssen, wenn wir den rechten biblischen Kirchenbegriff, die rechte biblische Heilslehre, die rechte biblische Stellung zu den Sakramenten gewinnen wollen. Was Luther verfehlt hat, hat Schwenckfeld gebessert. Er führt uns von der lutherischen Reformation zurück zu den Idealen des Urchristentums

*) Vergl. Christliche Welt 1911 Nr. 28 Sp. 666 ff. D H

**) Karl Ecke: Schwenckfeld, Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation. Berlin, Martin Warneck 1911. 358 S. 7, gebunden 8 Mk.

und wirkt zugleich bahnbrechend für die neueren Versuche, die wahre apostolische Kirche im Geist und in der Kraft der ersten Zeugen Jesu Christi wieder aufzurichten. Caspar Schwenckfeld ist — so dürfen wir das Ergebnis Eckes wohl treffend formulieren — der Kirchenvater unserer heutigen deutschen Gemeinschaftsbewegung.

1

In dem ersten Teil untersucht der Verfasser den inneren Werdegang seines Helden. Den ersten Anstoß hat Caspar Schwenckfeld durch Luther erhalten. Durch diese „wunderliche Posaune Gottes wider den falschen Gottesdienst des Antichrists“ wurde er aus seiner religiösen Gleichgültigkeit erweckt. Er studierte dann gründlich Luthers Schriften, verteidigte in seiner Erstlingsschrift 1523 Luthers Lehre und wurde die Seele der schlesischen Reformationsbewegung. Seit 1525 beginnen die Differenzen mit Luther, der Streit nimmt namentlich auf Luthers Seite bald die schroffsten Formen an, aber Schwenckfeld läßt sich dadurch nicht hindern, sein Leben lang Luther unverhohlene Hochachtung, Dankbarkeit und Sympathie entgegenzubringen. Trotz der schmählichen Behandlung, die ihm Luther zu teil werden läßt, behält er das dauernde Bewußtsein innerer Verwandtschaft mit diesem Manne und der Abhängigkeit von ihm „in vielen Punkten der Wahrheit“.

Durch Luther ist Schwenckfeld zur Schrift geführt worden. Sie ist ihm die unfehlbare Erkenntnisquelle, „die rechte Fundgrub und das rechte Bergwerk in Christo“. Das Schriftstudium wird, zumal in der mehr als dreißigjährigen Muße seiner Verbannung, geradezu die Hauptbeschäftigung seines Lebens, und Schriftauslegung bildet dementsprechend den Hauptinhalt seiner sämtlichen Briefe und Abhandlungen. Seine Methode dabei ist, die Schrift durch die Schrift selbst auszulegen. Er will in seiner ganzen Theologie keine anderen als biblische Ausdrücke gebrauchen. „Von Gott kann und soll man nicht anders weder durch Gottes Wort reden.“ Er unterzieht die gesamte religiöse Literatur aller Zeiten einer gründlichen Sichtung nach Maßgabe ihrer Stellung zur Schrift: „Also muß auch Augustinus denen zum Strick werden, die das klare Wort Gottes und die Schrift fahren lassen und zu den ungewissen Sprüchen der Väter laufen, die lieber aus den Zisternen denn aus den Quellbrunnen trinken.“ Natürlich richtete sich diese Kritik auch schon früh gegen Luthers Schriften.

Wie gegen alle dogmatische und philosophische Systematik, so hegte Schwenckfeld — nach Ecke — naturgemäß auch gegen jede mystische Spekulation einen tiefen Widerwillen:

> Nicht Schwenckfeld, sondern Luther ist in seinem Entwicklungsgang von dem Deutschen Theologen und von Tauler entscheidend beeinflußt worden. Indem Schwenckfeld die Autorität „Luther“ mit der Autorität „Schrift“ vertauschte, emanzipierte er sich zugleich von jener so hohen Wertschätzung der beiden mittelalterlichen „Mystiker“, und zwar zu Gunsten einer scharfen biblizistischen Kritik, in welcher er seinen Mitlutheraner Calvin antizipiert.

Neben „Luther“ und „Schrift“ tritt als ein drittes konstitutives Element der Schwenckfeldschen Frömmigkeit und Lehre ein tiefgreifendes persönliches Heilserlebnis. Nicht die Erweckung durch Luther im Jahre 1519, sondern ein überwältigendes Erlebnis im Jahre 1527 bedeutet für sein Bewußtsein den Hauptwendepunkt des Lebens. Zwar hält er beide Erlebnisse in gleicher Weise für „Heimsuchungen“ des lebendigen Gottes. Aber erst nach einer achtjährigen Periode innerer Erweckung und Erleuchtung, einer Zeit eifrigster Propaganda „für Gottes Wort und Luthers Lehr“, ja aufrichtigsten Bekehrungseifers, wird nach seinem Berichte aus dem Kopfglauben und Wahnglauben ein Herzensglaube. Diese „gnädige Besuchung Gottes in seinem Herzen“ war für ihn verbunden mit einer erneuten bewußteren und völligeren Willenshingabe an Gott und einer ihm bis dahin — trotz allen frommen Eifers um lutherische und eigene Anschauungen — noch unbekannten lebendigen und persönlichen Erfassung der Erlösung am Kreuz, gipfelnd in überwältigender Heilsgewißheit. Er habe sich seinem „Herrn Jesu Christo ganz und untergeben und durch ihn im heiligen Geiste Gott dem himmlischen Vater in seine Zucht, Werk, Schule und Lehre begeben und zum lebendigen Opfer aufgefordert.“ Erst in dieser Stunde hat ihn Gott nach seinem Urteil „seines himmlischen Berufs teilhaftig gemacht und so gnädiglich angenommen, auch dabei ein fröhlich gut Gewissen und Wissen verliehen.“ Schwenckfeld fühlt sich seit diesem Erlebnis förmlich in eine neue Atmosphäre religiösen Erkennens, Erlebens und Handelns erhoben. Aehnliche Glaubenserfahrungen wiederholen sich seitdem häufig, ja täglich, wiewohl der nunmehr lebendige Glaube als friedevolles Grundbewußtsein von ihnen unabhängig ist.

Dieses persönliche Heilserlebnis steht seitdem nicht nur im Zentrum seines gesamten Denkens, sondern für sein Bewußtsein verbindet sich mit jener Stunde direkt die Gewinnung neuer Erkenntnisse, z. B. über Christus und die Kirche; vor allem wurde sein Heilserlebnis die Quelle für seine Lehre vom „lebendigen Wort“:

> Ergriffen von den tiefsten Ideen Luthers, gebunden in seinem Gewissen an die Schrift, erfüllt von einem ungewöhnlichen Reichtum biblischer Erfahrung und gewillt, als bewußter, gebildeter und mündiger Christ das evangelische Prüfungsrecht mit der Bibel in der Hand um jeden Preis sorgsam auszuüben allen ihn umgebenden Verhältnissen, ja den höchsten Namen gegenüber — so stand Caspar Schwenckfeld von Ossing da inmitten der mannigfaltigen theologischen und religiösen Strömungen der Reformationszeit.

Zuerst trat ein Gegensatz Schwenckfelds zum Luthertum hervor im Jahre 1523. Noch fühlt er sich als Lutheraner, aber durch Einwürfe katholischer Gegner ist er darauf aufmerksam geworden, ein wie ärgerliches Leben die neuen evangelischen Prediger führen und wie gering der sittliche Erfolg ihrer Predigt ist. Aus den äußerlichsten Beweggründen entscheidet man sich für die Reformation. Einen großen Teil der Schuld an der sittlichen Verwahrlosung des Volkes tragen die lutherischen Prediger, da sie unvorsichtig über einige an sich richtigen Glaubenssätze predigen, die von der Menge in verhängnisvollster Weise mißbraucht werden. Es handelt sich um die fünf Artikel: daß allein der Glaube rechtfertigt; daß wir keinen freien Willen haben; daß wir Gottes Gebote nicht halten können; daß unsere Werke nichts seien; daß Christus für uns genug getan hat. Seit 1525 kommt hinzu die Abweichung Schwenckfelds von Luthers Abendmahlslehre, in welcher seine prinzipielle Ablehnung des lutherischen Sakramentalismus zum ersten Male hervortrat. Einen besonderen Anstoß nahm Schwenckfeld auch an dem lutherischen Massenabendmahl ohne vorherige Zurückweisung der Unwürdigen durch den christlichen Bann. Auf Luthers seelsorgerlichen Rat enthielt er sich aus Gewissensbedenken nun vorläufig des Abendmahlsgenusses, und seine schlesischen Anhänger folgten seinem Beispiel (der sogenannte „Stillstand“). Doch der Bruch war nicht mehr aufzuhalten. Bereits im Januar des Jahres 1526, wenige Wochen nach einer vertrauten Aussprache mit Schwenckfeld, sagt sich Luther von diesem los wegen seiner Ablehnung der Konsubstantiationslehre.

Endlich ist für die sich vorbereitende Trennung von Luther bedeutungsvoll, daß die von Schwenckfeld in Schlesien begründeten evangelischen Gemeinschaften das religiöse Gemeinschaftsideal Luthers — wie Ecke meint, konsequenter als Luther selbst — verwirklicht hatten und die überall sonst sich vollziehende Entwickelung zu einer landeskirchlichen Organisation nicht mitmachten. Es liegt auf der Hand, daß sie dadurch in einen allmählich sich vertiefenden Gegensatz zu dem landläufigen Typus des Luthertums geraten mußten.

Jedenfalls war mit dem Jahre 1527 ein gewisser Abschluß erreicht. Der innere und äußere Bruch mit Luther wird nun auch von Schwenckfelds Seite aus vollzogen.

Interessant ist es, einmal die Aeußerungen Schwenckfelds über Luther zusammenzustellen:

> Im Anfang des jetzigen Evangelii ist Luthers Lehre gar viel besser, reiner und gesunder gewest denn sie jetzt ist, welches auch des Luthers erste Bücher und die ersten loci communes Philippi ausweisen (denen die letzten in viel Artikeln zuwider), daß die ersten recht, die letzten unrecht befunden, also sind die Gelehrten mit der Zeit in einen großen Abfall von der Wahrheit kommen. . . Ob Luther wohl viele Irrtümer des Papsttums aus Gottes gnädiger Offenbarung hat angezeigt, so ist ihm doch von Gott nicht gegeben gewest, die Sakramente zu reformieren, noch eine versammelte gottselige christliche Gemeinde anzurichten. . . Er ist seit der Bauren Aufruhr und seit er im Handel vom Sakrament wider die Wahrheit hat gestritten, gar äußerlich worden, daran er auch das Innerliche hat gebunden und ohne sein

äußerlich Ding Niemand will lassen selig werden. . . Den guten Werken und Gottes Gesetz bricht er viel zu viel ab und richtet dagegen einen toten unbeständigen Glauben aus dem Buchstaben auf. . . Luther widerstrebt der wahren Erkenntnis Christi nach dem Geist, erhebt eine neue Tyrannei, will die Menschen an seine Lehre binden, und daß ichs vollends heraussage, er ist so weit gekommen, daß er nun beginnt, dem Amt des heiligen Geistes sich entgegenzusetzen, welcher denn, wie es schon am Tage sich erzeiget, im Sinne hat, eine christliche Gemeinde mit dem rechten Brauch der Sakramente, brüderlicher Strafe, Bann und nachfolgender Besserung eines christlichen Lebens aufzurichten. . . Wir sehen nun, daß man alles hat überhin geheilet, nicht das wilde rohe Fleisch vorhin ausgeätzt; nun es aufgebrochen, ists ärger denn vorhin. In Summa: Doktor Martin hat uns aus Aegypten durchs rote Meer in die Wüste geführt, da läßt er bleiben und irre gehen in ungebahnten Wegen, will gleichwohl Jedermann überreden, wir seien schon im gelobten Land. . . Wir sollen des Luthers Evangelium fahren lassen.

2

In der Selbstrechtfertigung Schwenckfelds (1561) nimmt die Darstellung seiner Kirchenidee, in welcher er selbst die Grundlage seiner religiösen Sonderstellung sah, einen Hauptplatz ein. Sie findet sich schon genau so in seiner Erstlingsschrift (1523) und verrät deutlich ihre Abhängigkeit von Luther:

Die christliche Kirche in der Schrift heißt die Gemeinde oder Versammlung aller oder viel christgläubiger Herzen und Seelen, deren Haupt Christus unser Herr ist. Solche wird allein durch Gottes Wort geboren, durch Gottes Wort ernährt und regiert, kurzum, sie ordnen alle Ding aus dem Evangelio und richten von allen Sachen durchs Evangelium, und wider die einige vermögen die Pforten der Hölle lauter nichts. Von der lautet unser Artikel des Glaubens: Ich glaube eine heilige christliche Kirche. Die Menschen, so da haben eine Taufe, einen Geist, wo sie auch immer seien, zu Rom oder anderswo, sind alle Gliedmaßen derselben.

In dieser unsichtbaren Gemeinschaft waltet Gottes Geist mit seinen Gaben, die geistlichen Güter Christi strömen durch Christi geistlichen Körper und beleben ihn, der lebendige, nach seiner Verheißung gegenwärtige Christus regiert und weidet die Seinen ohne allen Zwang durchs Wort und leitet sie durch seinen Geist in alle Wahrheit.

Soweit stimmen Schwenckfeld und Luther überein. Der Unterschied tritt hervor bei der Frage: Welches sind die Kennzeichen der wahren Kirche Christi? Ist eine äußere Organisation der unsichtbaren Kirche möglich? Aus Luthers Doktrinarismus und Sakramentalismus wuchs die Anschauung hervor, daß reine Wortverkündigung und richtige Handhabung der Sakramente Gewähr gäben für das Vorhandensein der unsichtbaren Kirche. Schwenckfeld widerspricht auf Grund der Schrift und seiner Erfahrung. Das „Wort“ als Kennzeichen sah er durch Paulus ausdrücklich abgelehnt, das Abendmahl und die Wassertaufe als solches überhaupt nicht erwähnt. Die wahren Kennzeichen der Kirche sieht er vielmehr in den äußerlich hervorbrechenden Gaben und Früchten des Geistes. Ebenso weicht Schwenckfeld von Luther ab in der Frage nach der Möglichkeit einer äußeren Organisation der unsichtbaren Kirche. Nach Luther ist die einzige Größe, welche die biblische Bezeichnung „Kirche“ eigentlich verdient, der unsichtbare Leib Christi. Von einer äußeren Kirche steht nach ihm kein Wort in der Schrift. Ihre Organisation ist ein freies Recht der Gläubigen oder ihrer Repräsentanten. Er verzichtet für die Volkskirche ausdrücklich auf den Schriftbeweis. Schwenckfeld aber hielt die Schrift für allgenugsam in allen Angelegenheiten des Gottesreichs. Er machte — nach Ecke in den Jahren 1527 und 1528 — die überraschende Entdeckung, daß im Urchristentum tatsächlich eine kunstvolle Organisation bestand, welche in ganz eigentlichem Sinne Kirche genannt wurde. Er wurde zum „Wiederentdecker der charismatischen Organisation des apostolischen Zeitalters.“ Das Organisieren mißt er nach apostolischem Vorbild nicht den Gläubigen, sondern dem heiligen Geiste zu. Die praktische Oberleitung ist nicht Sache eines oder mehrerer gewählter oder sich aufwerfender Repräsentanten, sondern des lebendigen regierenden Christus. Dieser allein repräsentiert das Kirchenregiment. Jesus selber regiert im Geiste durch seine charismatisch begabten Organe sowohl die Gesamtheit der Kirche als auch die Einzelversammlung. In dieser erzeigen sich zum gemeinen Nutzen die charismatischen Aemter und Gaben nach 1. Kor. 12.

Aber das Letztere sind doch alles gut lutherische Gedanken,

möchte man Ecke einwenden. Wo liegt der Unterschied? Der Unterschied würde nach Eckes Darstellung darin liegen, daß Schwenckfeld den in sich widerspruchsvollen Versuch macht, für die unsichtbare Kirche eine, wenn auch charismatische, so doch äußerlich sichtbare Organisation herauszufinden. Wir lassen es vorläufig dahin gestellt, ob dies richtig ist, und gehen über zu den weiteren Fragen: Gibt es untrügliche Kennzeichen der charismatischen Begabung? Ist die geistlich organisierte äußerlich versammelte Kirche Schwenckfelds eine Gemeinde der Heiligen?

Darauf scheinen viele Aeußerungen hinzuweisen. Im Jahre 1525 „Freitag nach Andree“ kommt Schwenckfeld zu Luther und spricht sich mit ihm aus in der Absicht: „damit wir alle einander die Hand reichen mögen zu Erbauung einer christlichen Gemeine.“ Er unterhält sich mit ihm eingehend über die Zukunft der Kirche:

De futura ecclesia redete ich viel mit ihm, und wie dieser Weg (der Abgrenzung engerer Abendmahlsgemeinschaft) der einzige wär, dadurch man die rechten Christen von den falschen sondern möchte, sonst wär keine Hoffnung. Er wüßte auch wohl, wie der Bann allewege neben dem Evangelio gehen müßte; wo derselbige nicht würde aufgericht, so würde es allewege also ohn alle Besserung bleiben und je länger je ärger. . . . Ich fragte immer nach dem Bann, wie man den sollte aufrichten. Er wollte nichts darauf antworten. Ich wies ihm auch die Stelle 1. Petri 2. Ich fragte ihn, was ein Herz und Seele der Gläubigen wäre. Er antwortet: Ja lieber Kaspar, es sind die rechten Christen noch nicht allzu gemein, ich wollte ihr gerne zween bei einander sehen, ich weiß noch nicht einen.

An einer anderen Stelle sagt Schwenckfeld:

Man soll die Kirche Christi mit ihren Gliedern von einer äußerlichen Sammlung, da Böses und Gutes unter einander gehet, billig unterscheiden, will man anders Christum glorifizieren, seinen heiligen Leib, der die Gemeinde ist, erkennen, will man auch die heilige Schrift, so von der Kirche redet, recht verstehen und nicht dabei irren.

Das weist durchaus in die Richtung der täuferischen Versuche, durch das Mittel des Bannes „reine“ Gemeinden von Heiligen herzustellen. Wirft doch Schwenckfeld den Kirchen der Reformation vor, daß sie den apostolischen Bann höchstens als „Kehrbesen“ für den allergröbsten Unrat benutzen. „Im alten Testament und Judentum war wohl ein solch Gemenge der Guten und Bösen unter einander in der Kirchen, da alle Juden, so aus Abrahams Samen leiblich geboren und beschnitten, zur Kirchen gehörten und unter das Volk Gottes sind gezählet, als die des Bunds der Beschneidung und der leiblichen Verheißung alle teilhaftig waren. . . Aber im Christentum und Neuen Testament, da der Schatten oder das Fürbild aufhöret, aber der Körper und die Wahrheit angehet, da auch geistliche Verheißung des Reichs der Himmel und eine Herzlehre ist“, herrscht der Grundsatz der Reinlichkeit.

In unverhülltem Widerspruch damit steht es, wenn Schwenckfeld dann doch erklärt: In die Kirche können sich äußerlich ehrbare, jedoch innerlich unlautere Elemente einschleichen; schon in der apostolischen Zeit waren Gleißner und viel falsche Christen eingemengt und stellten sich mit Eifer und Heiligkeit den anderen gleich. Nicht einmal bei den Predigern läßt sich feststellen, ob sie bekehrt oder unbekehrt sind. Es ist leicht möglich, daß sich „ein heuchlerischer böser Priester oder selblaufender Prediger einschleicht und des Amtes mitgebraucht“. Nur nach Möglichkeit ist die äußerliche Kirche oder Versammlung durch den Bann reinzuhalten. Die offenbaren Sünder müssen ausgeschlossen werden, die Heuchler muß man wohl oder übel dulden. Zum mindesten muß verlangt werden, daß die ausschlaggebende Majorität in der Kirche und in einer rechten apostolischen Versammlung wiedergeboren ist.

Es ist begreiflich, daß bei dieser inneren Unsicherheit Schwenckfeld auf die Frage, wo denn nun die wahre äußere Kirche mit ihren charismatischen Aemtern zu finden sei, keine rechte Antwort weiß:

Wir wissen, daß der Herr Christus nach verbrachtem Amt unserer Erlösung den heiligen Geist herabgesendet hat zur Erbauung seiner Kirchen oder zur Versammlung der Kinder Gottes, etliche zu Aposteln, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, zur Vollendung der Heiligen unter der Meisterschaft des heiligen Geistes geordnet und gesetzt hat. Wie es aber dieser Zeit um solche apostolischen Aemter steht, und wo sie heut in Personen, in ihrer Uebung und Gange fürhanden, sowohl als wo auch die äußer-

liche Gemein Gottes (ecclesia) versammelt sei zu finden, das wissen wir nicht, wöllens aber gern hören, also daß es mit Grund der Schrift und sigillis apostolatus (Zeichen des Apostolats) wie zur Zeit Pauli und der andern Apostel genugsam beweiset werde. . . . Wir wissen uns aber keiner hohen apostolischen Sendung noch des apostolischen Reichtums zu rühmen, so wenig wir für Aposteln wöllen gehalten werden, denn wir haben noch nicht die Fülle des heiligen Geists noch das Sigel des Apostolats zu solchem Amt empfangen, bleiben in der Niederkeit und schreiben uns nichts zu, denn daß wir von Christo zeugen, zu Christo Jedermann einladen, Christum mit seinen überschwenglichen Wohltaten predigen, und so viel an uns ist, bearbeiten wir uns, daß Christus wahrhaftig erkannt werde.

Schwenckfeld setzt seine ganze Hoffnung auf die Zukunft. In den kleinen Gemeinschaften, die sich um ihn sammeln, glaubt er das erste Wehen eines großen Geistesfrühlings zu verspüren. Vielleicht wird diese wahre Reformation der Kirche erst in allmählicher Entwickelung zu stande kommen. Er rechnet sogar mit der Möglichkeit, daß der Beginn dieser allgemeinen „Erweckungsbewegung", wie er in seiner Hoffnungsgemeinde vorliegt, vom Feind zunächst unterdrückt werde. Die ecclesia ist eine Wanderkirche; sie zieht mit dem Wind Gottes durch die Körperschaften der Menschen, ohne daß sich ihre geistgewirkten Versammlungen durch Organisationen halten ließen. Wenn aber Jesus durch sein lebendiges Wort den Totengebeinen Leben eingehaucht, gewaltige religiöse Bewegungen entfacht, ja durch biblisch legitimierte Apostel die ecclesia der apostolischen Zeit mit ihren Gaben und Kräften wiederhergestellt und nach einem göttlichen Gesetze das Ende zum Anfang zurückgeführt haben wird, dann ist der Fluch der Jahrhunderte gelöst, dann kommt der Herr.

Theodor Sippell

Kirche und Innere Mission

Bei den Kongressen für Innere Mission pflegen die leitenden Männer der kirchlichen Verwaltung mit den Vertretern des Zentralvorstands Worte der Begrüßung auszutauschen, in denen die gegenseitige Hochachtung ausgesprochen wird. Den Rednern scheint es in der Regel selbstverständlich und keineswegs befremdend, daß Kirche und Innere Mission nebeneinander bestehen. Und doch ist und bleibt dieses Nebeneinander für das religiöse Nachdenken unbegreiflich. Denn man muß doch fragen: Was treibt eigentlich die Volkskirche, wenn sie nicht Innere Mission an unserm Volke treibt?

Kirche und Innere Mission haben offenbar denselben Zweck und dieselbe Arbeit. Die Verschiedenheit besteht in der Art der Berufung der Arbeiter. Es ist der Gegensatz von Amt und Charisma, bureaukratischer Organisation und freiem Zusammenschluß der Kräfte.

Sieht man auf die Menschen, die in der Innern Mission tätig sind, so findet man vor allem die Pfarrer der Kirche; und zwar sind die eifrigsten für die Sache der Innern Mission in der Regel diejenigen, die auch in ihrem Pfarramte am meisten leisten. Dazu kommt eine große Zahl von Laien, Männern und Frauen, welche religiöse Begeisterung und herzliche Menschenliebe treibt — Gaben, für welche die offizielle Kirche anscheinend keine Verwendung hat.

Die Innere Mission entstand zu einer Zeit des ungebrochenen Staatskirchentums, wo die protestantische Kirche eine Staatsanstalt zur religiösen Unterweisung des Volks war. Inzwischen ist eine Entwickelung nicht nur begonnen, sondern weit gefördert worden, durch welche die Kirche ein Verein wird. Es ist zwar noch genug von Bureaukratie in der Kirche geblieben. Die moderne Auffassung ist weder bei den Geistlichen noch bei den Laien ganz durchgedrungen. Aber die Entwickelung ist im Gange und ihr Ausgang nicht zweifelhaft. Sobald man aber in der Kirche einen Verein von Gemeinden, und in der Gemeinde einen Verein von Glaubensgenossen sieht, besteht kein innerer Grund mehr für die Verweisung von Aufgaben der Innern Mission an eine außerkirchliche Organisation. Die ideale Gemeindevertretung, die wir erstreben, kann nichts Andres sein als ein Komitee für Innere Mission mit dem durch die Grenzen der Pfarrei bestimmten Wirkungskreise; Evangelisation und mit

dieser verbundene Liebestätigkeit ihr Programm. Alle kirchliche Verfassungsarbeit hat das Ziel, die Gemeinden aus diesem Gesichtspunkte zu konstituieren. Wo diese Arbeit gelingt, wird die Gemeinde die arbeitsfreudigen Laien für ihren Dienst brauchen. Viele gemeinnützige Arbeiten, welche die Innere Mission begonnen hat, sind ihr durch den Gang der sozialen Entwickelung abgenommen worden, indem eine Aufgabe, welche früher nur die christliche Barmherzigkeit erkannte, nunmehr aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Wohls motiviert und allgemein anerkannt wird. Diese Laizisierung großer Gebiete gemeinnützigen Wirkens ist nicht zu hindern und dürfte nicht gehindert werden, wenn dies möglich wäre. Denn die Innere Mission kann es doch nur begrüßen, wenn die Einsicht in die sittlichen Verpflichtungen der Gesellschaft sich verbreitet und organisiert. Aber die unabwendbare Folge dieses Prozesses ist, daß auch die Gelegenheiten zur Evangelisation, welche mit der Liebestätigkeit verbunden waren, seltener werden, und daß diese viel mehr als früher als Selbstzweck erkannt und bekannt werden muß. Daß hier das Bedürfnis täglich dringender wird, ist durch die soziale Entwickelung bedingt. Die Kirche steht in Gefahr, mit der Mehrheit des gebildeten Bürgertums auch die Masse des vierten Standes zu verlieren. Eine Gegenwirkung ist nur möglich, wenn Alles, was in den Gemeinden von lebendigen Kräften vorhanden ist, gesammelt und organisiert wird, wenn die Gemeindevertretung, als Gemeinschaft in der Gemeinde, die Evangelisation der Masse von Indifferenten als ihre mit dem Pfarrer gemeinsam zu lösende Aufgabe betrachtet. Soll dies geschehen, so müssen die Männer und Frauen der Innern Mission der Gemeinde dienen und durch das religiöse Leben, das in ihnen ist, die Gemeinde auferbauen.

Nun ist die territoriale Begrenzung des Wirkens, welche der Dienst an der Gemeinde mit sich bringt, für Viele ein die Begeisterung dämpfendes Moment. Die Durchdringung des Kirchentums mit dem Partikularismus ist ja einer der erheblichsten Schäden des deutschen Protestantismus. Daher ist es begreiflich, daß der frei waltende religiöse Enthusiasmus einen unwiderstehlichen Zug zum Oekumenischen hat und durch einen „Weltbund" der Jünglingsvereine oder Aehnliches begeistert wird. Dem braucht durchaus nicht widersprochen zu werden. Aber es ist doch klar, daß wertvolle religiöse Arbeit nur in der Beschränkung auf das Nahe möglich ist. In die Ferne kann nur durch Geldgeben gewirkt werden.

Und das ist nun grade die Frage, ob nicht die Geldwirtschaft der Innern Mission erheblich vereinfacht werden könnte, wenn sie sich an die kirchliche Organisation anschlösse. Die allgemeine Klage ist das Uebermaß der Kollekten. Nicht sowohl die Summe dessen, was gefordert wird, als die unablässigen und doch immer unvermuteten Besuche der Kollektanten für die verschiedensten religiösen und humanitären Zwecke des Inlands und Auslands. Das Ungeordnete, Zufällige dieser Ansprüche erzeugt einen gewissen Widerwillen: man gibt schließlich dem Kollektanten, wie man einem Bettler gibt, um ihn los zu werden, und das erzeugt eine Stimmung, welche der Entwickelung kirchlichen Gemeinsinns nicht günstig ist.

Wie viel besser wäre es, wenn dieses ganze Geschäft durch die kirchlichen Gemeinden ginge! Wenn Jeder nach seinem Vermögen in die Kasse der Gemeinde steuerte, und diese nun gemäß den Beschlüssen der Gemeindevertretung die Unterhaltung auch der über ihr Gebiet hinausgehenden Anstalten und Werke der Innern Mission unterstützte! Das würde selbstverständlich die reichen Leute an der Betätigung ihres speziellen Interesses für bestimmte Werke nicht hindern. Aber der kleine Betrieb, die persönliche Einkassierung der Jahresbeiträge von 1—10 Mark, wobei jährlich viele Tausende verreist werden, würde durch das Eintreten der Gemeinde ersetzt und damit Zeit und Kraft, Unbequemlichkeit und Verdruß erspart werden. Das Kollektantenwesen ist mittelalterlich. Es entspricht nicht den Gewohnheiten des modernen Geldverkehrs. Durch die Zentralisation des Sammelns und Gebens für die mannigfaltigsten Zwecke in der Gemeinde würde deren inneres Leben reicher gestaltet werden. Die Gemeinde würde dadurch, wie sie soll, die Gesamtkirche im kleinen darstellen und unmittelbar an allem Teil nehmen, was

im weitesten Sinne zu der Arbeit für das Gottesreich gehört. Zu dieser Darstellung des ökumenischen Charakters der Kirche im Leben der Gemeinde kann es nur kommen, wenn diese die Innere Mission in sich aufnimmt oder, was dasselbe sagt, selbst Organ der Innern Mission wird.

Friedrich Curtius

Im Herzen Chinas

Erste Hälfte

Rotbraun ist das Gesicht des Yangtzekiang gefärbt. Hochgeschwollen schießen seine Wasser daher. Der Flußgott ist offenbar in besonderer Erregung und kann nicht mehr an sich halten. Er fühlt sich stark, immer stärker von Tag zu Tage, denn von allen Seiten, aus den fernsten Fernen strömt es ihm zu, und selbst vom Himmel herab, aus den vollen grauweißen Wolken schüttet sich das verbündete Element in ihn hernieder. Den alten Gesellen faßt der angeborne Naturgrimm gegen „das Gebild der Menschenhand". Er reckt seine Glieder, die Adern schwellen ihm, er spürt seine Kraft. Da — bricht er über seine Ufer.

Bald steht das Wasser weithin ins flache Land hinein, Hütten wegreißend, höher gelegene Wohnungen und Grundstücke zu Inseln umwandelnd. Es ist das Wasser, das von den Schneebergen Tibets herunterträufelte, das in schmalen Rinnsalen über die breiten Abhänge jenes unermeßlichen öden Berglandes rieselte, das sich in Schluchten zusammenfand, in die der unabhängige Ureinwohner des äußersten Westchinas, der wilde Lolo oder Mosso hinunterstieg, seinen Durst zu stillen; es ist das Wasser, das den roten Boden der Provinz Szuchuan auflöste und mit sich fortschwemmte, um damit den Grund des Ozeans aufzufüllen. Jetzt plätschert es um die Boote, die der geringe Mann, seiner festen Wohnung beraubt, besteigen und zu seiner Zufluchtstätte machen muß für die Wochen der Ueberschwemmung. In ganzen Kolonien liegen sie am Flußrande da, diese Boote, an eingerammten Stangen befestigt, auf ihnen das unbeirrte Getriebe des häuslichen Lebens mit Alten und Jungen, Kochen und Essen, Schlafen und Arbeiten, Lachen und Streiten. Die plätschernden Wasser, die schon so viel gesehen auf ihrem langen Wege, sie sehen auch dieses sonderbare Bild sich an, gurgeln einander ihr Sprüchlein darüber zu und fahren dahin, weiter der Mündung entgegen.

Das Flachland Mittelchinas erscheint streckenweise wie ein riesiger See. Gleich jenen zwei Reservoiren, dem Tung-ting und dem Po-yang, die die Karten Chinas als Seen verzeichnen, während sie doch einen großen Teil des Jahres trocken sind und sich zu Fuß durchwandern lassen, dann aber mit einmal die überquellenden Wassermassen des Yangtze in sich aufnehmen und den Himmel in ihren graugelben Fluten spiegeln; ähnlich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, bilden sich die Ebenen am Unterlaufe des Riesenstromes überall um. Es ist das regelmäßige Schauspiel im Frühsommer. Der Chinese kennt es und hat sich darauf eingerichtet. Die Städte und Ortschaften an den Ufern ziehen sich, wo es irgend möglich ist, mit ihren Häusern in die Höhe hinauf, sodaß man bei Tiefwasserstand sich wundert, warum die Gebäude so hoch droben über dem Wasserspiegel schweben. Freilich auch unten liegen Hütten; aber die sind dem Verderben geweiht. Man verläßt die armseligen Verschläge, wenn das Wasser steigt, und Stroh, Bretter, Lehm werden ein Wellenspiel.

Zuweilen überschreiten auch die Wellen die gewöhnliche Höhe. Dann richtet der zornige Stromgott Verderben und Elend an weit über das erträgliche Maß hinaus. Vergebens bringt man ihm in den zahlreichen Tempeln Opfer und Weihrauch dar, vergebens flüchten die erschrockenen Anwohner auf ihre höheren Bergungsstätten: das rotbraune Gewoge schwillt immer mehr empor, rüttelt an tausend sonst festen Gebäuden, schüttelt alles durcheinander und begräbt Menschen, Tiere und Hausrat auf dem Grunde der überspülten Reisfelder.

Die Schlagader Chinas kann man den Yangtzekiang nennen. Eine unübersehbare Längenausdehnung, von jenen noch unerforschten Quellgebieten des tibetischen Plateaus an, wo in irgend einer abgeschiedenen Stille ein Wässerlein lautlos aus dem Felsen sickert, bis hin zu den Breiten der Mündung, wo das Auge nicht mehr vom einen Ufer zum andern hinüberreicht und wo die Ablagerungen, welche täglich in den Ozean hinausgeführt werden, gewaltige Inseln gebildet haben und immer weiter vergrößern; zugleich eine unübersehbare Verzweigung dieses Wassernetzes, das durch das ganze Mittelchina seine Fäden zieht, und dies Land zu einem lebendigen Organismus gestaltet. Die große Schlagader! Der Hoangho kann sich nicht daneben stellen. Während seine Mündung durch eine unüberwindliche Barre jeden Schiffsverkehr hinein und heraus vereitelt, wie auch andere Hindernisse noch ihn streckenweise unbrauchbar machen, ist der Yangtzekiang der mächtige Verkehrsvermittler bis tief ins Innerste hinein und aus dem Innersten heraus. Vom kleinsten „Dreiplankenboot", dem Sampan, bis zum stolzen Dampfer und Kriegsschiff wiegen sich die Fahrzeuge auf seinen Fluten. Ist doch seit einigen Jahren sogar durch die so schwierigen und malerischen Schnellen des Oberlaufes hinauf bis Chungking im fernen Westen eine Dampferverbindung wenigstens zur Zeit günstigen Wasserstandes hergestellt.

Chinas Emblem ist der Drache; ursprünglich wohl eine Verkörperung der Gewitterwolke, wird er das Symbol der himmlischen und irdischen Gewässer, des so wichtigen und segensreichen, aber auch so unheimlichen und gefährlichen feuchten Elementes mit seinen phantastisch und bizarr gestalteten Bewohnern, Krokodilen, Wasserschlangen und sonderbaren Fischen. Der Yangtzekiang nun gleicht wohl einem Riesendrachen, der sich in kolossaler Gliederung über das „Drachenreich" hinstreckt. Er prägt jenes Emblem in prachtvoller Wirklichkeit aus, sich daherrollend und -windend, ehrfurchtweckend und ungeheuer, segenbringend oder vernichtend, das Schicksal der Nation bestimmend mit der Kraft seiner Wasser.

* * *

Wenn die Natur im Yangtzekiang eine mächtige horizontale Verbindungslinie durch das weite chinesische Land gezogen hat, so fügte Menschenkraft die Senkrechte hinzu. In früheren Zeiten war es gleichfalls eine Wasserlinie, nämlich der berühmte sogenannte Kaiserkanal, von Peking durch Nordchina herunterlaufend, bei Chinkiang den Yangtze kreuzend, dann hinüberbiegend nach Hangchou in der Provinz Chekiang, wo das Meer erreicht war. Die neuere Zeit hat eine andere und zweifellos großartigere vertikale Verbindungslinie durch das Reich der Mitte gezogen, oder ist dabei, sie zu ziehen, nachdem der alte Kaiserkanal verfallen ist und viel von seiner Bedeutung verloren hat: das ist die Eisenbahn, welche Peking mit Kanton verknüpft. Es ist die längste der vielen Bahnlinien, welche die Neuzeit in China entstehen sieht, und wohl auch die bedeutungsvollste. Nach einander durchschneidet sie die Provinzen Chihli, Honan, Hupeh, Hunan, Kuangtung, und wie sie sich mit allen wichtigen Querlinien berührt, so hat sie im Norden auch weiteren Anschluß an die Bahnen der Mongolei und der Mandschurei. Der größte Teil dieses Schienenweges ist bereits vollendet und in Benutzung; das noch Fehlende wird in drei Jahren auch unter Betrieb stehen.

An der Stelle, wo die Eisenbahnlinie von Peking nach Kanton dem Yangtze schneidet, wo also die zwei Hauptverkehrsadern, die horizontale und die vertikale, sich berühren, liegt die Stadt Hankou. Man braucht sich nur diese eine Tatsache zu vergegenwärtigen, um ein Verständnis für die zukünftige Bedeutung dieses Ortes zu gewinnen. Schon früher, ehe von Bahnen in China die Rede war, mußte die günstige Lage Hankous ins Auge springen. Von Norden her fällt hier der Han, einer der größten und verzweigtesten Nebenflüsse des Yangtzekiang, in letzteren ein (Hankou bedeutet Han-Mündung) und trägt jene endlose Zahl von Dschunken aus dem Innern hierher, deren Mastenwald schon den ersten Europäern, die Hankou besuchten, auffiel. In südwestlicher Richtung streckt sich der Yangtze selbst nach dem Tung-ting-See hinüber, bis zu welchem zwei wichtige Wasserstraßen, der Siang und der Yüen, die Produkte der reichen Provinz Hunan übermitteln. So ist Hankou der Schnittpunkt

eines sehr reich entwickelten Systemes von Wasserwegen. Es bildet den Schlüssel zum ganzen Unterlauf des Yangtze. Mit der Vollendung der großen nordsüdlichen Bahnlinie aber tritt ein neuer fördernder Faktor dazu. Bahnen erschließen das Innere, wie man heutzutage in China täglich neu erfährt, doch noch in ganz anderer Weise als Wasserwege. Schon jetzt, da erst die Nordhälfte der ganzen Strecke fertig ist, steigert sich die Anlieferung von Stoffen, welche in Hankou verarbeitet werden, wie z. B. Sesamsamen, in ganz überraschendem Grade und läßt für später einen noch immer mehr sich steigernden Aufschwung erwarten.

Kein Wunder, daß Hankou sich in den letzten acht Jahren (ich sah es zuletzt 1903) gewaltig vergrößert hat. Früher gab es eine einzige, mäßig ausgedehnte Fremdenansiedlung, die englische, in der alle Nichtchinesen sich zusammenfanden. Heute bestehen daneben Sonderniederlassungen von Rußland, Deutschland, Frankreich, Japan, Belgien, und die Länge des am Yangtze-Ufer den Ansiedlungen entlang sich hinstreckenden „Bunds", der Hauptpromenadenstraße, ist gegen ehemals um das Drei- bis Vierfache gewachsen. Auch ins Land hinein breiten sich die Häuser viel stärker aus. Gegenden, die vor Jahren im Sommer regelmäßig überschwemmt waren, sind jetzt aufgefüllt und mit Wohnungen bebaut. Freilich wird allmählich dem europäischen Ausdehnungsdrange hier wie auch anderswo durch die Abneigung der chinesischen Regierung gegen Erweiterung der Konzessionen eine Grenze gesteckt. China ist heute nicht mehr so leicht dafür zu haben, den Fremden seinen eigenen Grund und Boden zur Ausnützung abzutreten. Man fühlt auch an diesem Punkte einen Umschwung. Konzessionen und Exterritorialität finden energische Gegner unter den Chinesen. Mit der Umgestaltung von Rechtspflege und Verwaltung sowie anderen mehr äußerlichen Dingen hofft man den Tag herbeizuführen, wo der Fremde keine Sonderrechte und keine Ausnahmestellung mehr beanspruchen darf, sondern seinen Handel und Wandel in China betreibt wie in irgend einem andern zivilisierten Reiche Europas oder Amerikas. Daß dieser Tag kommen möge, muß jeder wahre Freund Chinas wünschen. Daß aber noch viel zu tun bleibt, ehe die Bürgschaft für solch neuen Stand der Dinge, die man verlangen kann, geschaffen ist, sieht auch Jeder, der Augen hat. —

Landschaftlich ist Hankou und seine Umgegend ohne besondere Reize, wenn man vom Yangtzekiang selbst absieht, der trotz der gelben oder braunen Farbe seiner Wasser etwas Großartiges und Anziehendes hat. In kolossaler Wellenlinie flutet er durch das Land. Steht man auf dem Hanyang-Hügel und blickt an einem schönen Sommertage vielleicht gegen Sonnenuntergang über das Panorama hin, das sich dort den Blicken bietet, so ist der Eindruck des gewaltigen Stromes, wie er sich durch die Ebene wälzt und seine Wasser zwischen die Dörfer und Weiler drängt, daß überall aus den Spiegeln der Ueberflutung das Licht der scheidenden Sonne widerglänzt, ebenso eigenartig wie nachhaltig. Das Land liegt lautlos friedlich, wie wenn es tränke von dem Ueberfluß des Stromes und still trinkend sich um nichts Anderes bekümmerte. Im Gegensatz zu diesem stillen Lande webt und lebt es drunten zu unsern Füßen am Han und Yangtze, wo Hankou und seine Nachbarstadt von der andern Seite des Han, Hanyang, den geschäftigen Betrieb moderner Industrie und modernen Handels in Rauchwolken an den Abendhimmel malen, während vom Südufer des Yangtze herüber die Stadt Wuchang, Hauptstadt der Provinz Hupeh und Sitz des Generalgouverneurs, an Regierung, Beamtentum und Gelehrsamkeit, an die Tage Chang Chih Tungs und seiner europäischen Berater erinnert. Die Dampfschlote des berühmten Eisenwerks von Hanyang, einer Schöpfung Chang Chih Tungs, grüßen nach drüben hinüber. Solch ein Bild ist für den nachdenklichen Betrachter nicht ohne Beredsamkeit. Aber darüber hinaus geht die Wirkung des Landschaftlichen hier nicht. Südlich von Wuchang erheben sich zwar Hügelketten, und einige umfangreiche Seen beleben die Gegend. Aber der Bewohner von Hankou hat nichts davon. Die Entfernung ist zu groß, es lohnt nicht. Man muß zufrieden sein mit einem abendlichen Spaziergang am Ufer des Flusses, dem „Bund", wenn die Brise vom Wasser her den heißen Dunst des Tages vertreibt, wenn die Kriegsschiffe verschiedener Nationen ihre Signale zum Tagesschluß herübersenden oder auch eine Heimwehstimmung weckende Volksweise, wenn die chinesischen Arbeiter, Bambusstange und Stricke über den Rücken, aus Fabriken und Speichern in lachenden und schwatzenden Gruppen heimwärts schlendern. Höchstens kann der Europäer sich eine Fahrt nach dem mehr im freien Felde gelegenen internationalen Rennklub mit seinen frischen Rasenflächen und Tennisplätzen gestatten. Aber viel Abwechslung gibt es nicht. Hankou ist durchaus eine Stadt der Arbeit, angestrengter Arbeit. Dabei ist das Klima sehr angreifend. Die Sommerhitze steigt ungemein hoch, sie verbindet sich mit viel Feuchtigkeit und wirkt dadurch doppelt drückend. Daß die Mosquitos zahlreich sind, braucht kaum hinzugefügt zu werden. So erfreuen sich die Hankou-Sommer eines besonders bösen Rufes in China, und schon wer nur in der Teesaison, im Mai und Juni, einige Wochen dort zugebracht hat, kann ein Liedchen davon singen. Frauen und Kinder werden in den heißen Monaten nach kühleren Plätzen, besonders nach den Hügeln von Kuling bei Kinkiang, fortgeschickt, wo auch fast alle Missionare des unteren Yangtze sich zur Sommerfrische zusammenfinden. Der Kaufmann aber muß aushalten unter dem glühenden Sonnenstrahl in den schwülen Comptoiren und den brutheißen Speichern.

Heinrich Hackmann

Sozialpolitik und Konkurrenzfähigkeit

In seiner Begrüßung des diesjährigen Evangelisch-sozialen Kongresses*) hat Adolf Harnack seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß England im Begriffe ist, eine große Arbeiterversicherung nach deutschem Muster einzuführen. Er hält die Freude darüber nicht nur für „ideell und platonisch", sondern begründet sie auch sehr materiell mit dem Satze: „Wenn die anderen großen Kulturnationen unser großes Versicherungswerk nachahmen, so erleichtert das unsere wirtschaftliche Stellung in der Welt ganz außerordentlich. Wir sind es nicht mehr allein, die die Arbeitsleistung für uns verteuern und uns im Wettbewerb der Arbeit selbst belasten."

Dieses Wort muß im Munde des Vorsitzenden des Evangelisch-sozialen Kongresses überraschen. Denn seine Beweisführung deckt sich mit den Warnungen aller derer, die jeden Fortschritt in sozialer Versicherung und Arbeiterschutz zu hindern suchen. Abgesehen von der „ideellen" Seite der Freude über ausländische soziale Versicherung: unsere politische Stellung in der Welt gewinnt gewiß nicht dadurch, daß der einzige Vorrang, den Deutschland vor allen Kulturvölkern hatte, jetzt eingeholt wird, daß die Mängel unserer Versicherung dadurch viel schärfer hervortreten, und erst recht die allgemeine politische Unmündigkeit unseres wirtschaftlich so vorgeschrittenen Volkes.

Aber können wir uns aus wirtschaftlichen Gründen ungemischter Freude hingeben? Harnack übernimmt einfach die Klagen der Antisozialen, daß alle Versicherung (und auch alle übrige Sozialpolitik) eine Verteuerung der Produktion, eine Erschwerung des internationalen Wettbewerbes sei, und vergißt den entgegengesetzten Ausspruch des Grafen Posadowsky im Reichstage, daß Deutschlands Industrie ihre gegenwärtige Stellung auf dem Weltmarkte ohne unsere Sozialpolitik nicht erreicht haben würde!

Wer von Beiden hat Recht? Es ist auffallend, daß die Grundfrage nach der Einwirkung der Sozialpolitik auf die Wettbewerbsfähigkeit noch nicht mit derjenigen Gründlichkeit untersucht ist, die der Bedeutung der Sache entspricht. Aber von Harnacks Ausführung kann man sagen, daß sie unbedingt falsch ist. Denn er spricht von einer „Verteuerung der Arbeitsleistung", während er nur von einer Erhöhung des Arbeitslohnes sprechen dürfte. Die Versicherungsprämien werden nämlich nach dem Lohne gezahlt, teils vom Arbeiter, teils vom Unternehmer; sie sind Lohnänderungen und kommen praktisch wohl allgemein auf Lohnerhöhungen heraus. Aber bedeutet denn hoher Lohn unter

*) Gedruckt in Nr. 25. D H

allen Umständen teure Arbeit? Ist nicht die qualifizierte Arbeit trotz dreifachen Verdienstes des Schaffenden rentabler als die unqualifizierte? Und ist sie nicht von einem Steigen des Lohnes abhängig? Gewiß, hohe Löhne können unter Umständen eine Industrie im Kampfe gegen Wettbewerb mit niedrigen Löhnen schwächen. Aber ebenso häufig ist das Gegenteil der Fall. Und in einer Reihe der wichtigsten Industrien sind die ersten Konkurrenten die mit den höchsten Lohnsätzen.

Aber weiter: bedeutet denn überhaupt die Sozialpolitik und im besonderen die Versicherung eine Erhöhung der Arbeitslöhne? Das könnte doch nur behauptet werden, wenn der einzige Zweck der Versicherung in der Gewährung von Renten bestände, und diese Renten ganz neue, bisher nicht vorhandene Mittel beschafften. Beides ist aber nicht richtig. Abgesehen davon, daß die Reichsunfallversicherung nur eine Ablösung der privaten Haftung der einzelnen Unternehmer und ihrer Angestellten für die von ihnen verschuldeten Unfälle ist, haben doch auch früher die Arbeitsunfähigen gelebt! Gewiß noch kümmerlicher als heute. Aber der größte Teil der Summen, der jetzt aus den Versicherungen fließt, ist auch früher (in Bar oder in Naturalleistungen) von der Familie des Unglücklichen, von privater Wohltätigkeit oder von der Armenpflege aufgebracht worden. Volkswirtschaftlich liegt also mehr eine Verschiebung als eine Neubelastung vor.

Nun haben aber alle Versicherungszweige noch den weiteren, ebenso wichtigen, ja nach meiner Ansicht volkswirtschaftlich viel wichtigeren Zweck, durch eine rechtzeitige Behandlung Kranker oder Verunglückter den entstandenen Schaden klein zu halten, zu heilen, die Gesundheit und damit die Arbeitskraft länger zu erhalten. Nicht des Krankengeldes wegen mußten die Angestellten mit mehr als 2000 Mark Jahresverdienst der Krankenversicherung unterstellt werden, sondern um eine ständige ärztliche Bewachung ihrer Gesundheit zu sichern. Nicht die Landesversicherungsanstalt, welche die meisten Invalidenrenten zahlt, ist die beste, sondern umgekehrt diejenige, deren Versicherte in Folge guten Heilverfahrens usw. am spätesten invalide werden.

Was diese Gesundheitspflege wirtschaftlich für das deutsche Reich bedeutet, das hat noch Niemand berechnet. Und auch das kann Niemand sagen, wie ohne die Sozialpolitik die Arbeitskraft unseres Volkes aussähe. Trotz aller Berggesetze und Knappschaftskassen ist das durchschnittliche Invaliditätsalter der Ruhrbergleute von 43 auf 41 Jahre herabgegangen. Was bedeutet es volkswirtschaftlich, wenn 300 000 Kohlenarbeiter je zwei Jahre weniger produktive Vollarbeit leisten können! Und was bedeuten demgegenüber für die Volkswirtschaft die Verschiebungen, welche die Versicherung bringt!

Selbst diese Verschiebungen sind ja noch gar nicht klar gestellt. Diese Dinge bedürfen einer gründlichen Einzelforschung an Hand der Verhältnisse in den verschiedenen Landesteilen, Gewerbezweigen und Betrieben. Ausführungen wie die Harnacks gehen von der Unterstellung aus, daß alle Versicherungskosten aus dem Gewinn der Unternehmungen gezahlt würden. Aber gesetzlich und auch tatsächlich wird doch ein großer Teil von den Arbeitern selbst getragen. Zweifellos wird auch ein Teil in Preiserhöhungen auf die Konsumenten abgewälzt. Man beginnt eben diese Fragen zu bearbeiten. Der Verein für Sozialpolitik veranstaltet eine große Untersuchung über das Spar- und Versicherungswesen. Und in diesem Rahmen will ich versuchen, auch die Frage nach dem tatsächlichen Aufbringen der Prämien für die staatliche Versicherung zu beantworten, das heißt nach der Einwirkung der Versicherungssummen einerseits auf Arbeitslohn, Geschäftsgewinn und Preise, andererseits auf Geldmarkt und Produktion.

Wenn diese privatwirtschaftliche Untersuchung dann ergänzt ist durch eine sozialwirtschaftliche nach der hygienischen Bedeutung der Versicherung, dann, aber auch erst dann, liegt das volle Material vor zur Beantwortung der Frage, ob soziale Versicherung eine „Verteuerung der Arbeitsleistung“ eines großen Volks bedeutet und ob wirklich die Versicherung bei anderen Nationen „unsere wirtschaftliche Stellung in der Welt erleichtert.“ Dann muß man auch untersuchen, wie die Sozialpolitik auf den inneren Markt gewirkt hat, der noch immer den Weltmarkt an Bedeutung um ein Mehrfaches übertrifft; ferner wie die Stärkung des nationalen Konsums auf die internationale Wettbewerbsfähigkeit wirkt. Und dann wird man finden, daß Graf Posadowsky mit seinem schönen Worte Recht hatte; daß die deutsche Sozialpolitik (im Verein mit der Gewerkschaftsarbeit) unsere Industrie nicht gehemmt, sondern gestärkt hat; daß die Sozialpolitik andrer Staaten nicht unsere Stellung auf dem Weltmarkte erleichtert, sondern auf die Dauer erschweren wird; und daß ein Teil des Konkurrenzstreites unter den Nationen ein Wetteifer in gesunder Sozialpolitik sein muß. Denn schließlich muß es der Nation gut gehen, welche die besten, gesundesten, leistungsfähigsten Arbeiter hat. Heinz Potthoff

Zum Streit Jatho-Harnack

Aus der Neuen Züricher Zeitung

Der Streit um Jatho hat zwei Phasen durchgemacht. Die erste, die mit seiner Absetzung durch das Spruchkollegium endigte, betraf die Frage der Zuläsſigkeit eines extrem modernen, ja monistischen Geistlichen in der preußischen Landeskirche. In dieser Frage traten Männer der allerverschiedensten religiösen Richtungen für Jatho, gegen das Spruchkollegium ein, in der Ueberzeugung, daß der Landeskirche am besten gedient werde bei weitherzigster Handhabung der dogmatischen Maßstäbe. Die allerwenigsten von ihnen wären in der Lage gewesen, Jathos Sätzen zuzustimmen. Ihnen genügte die Tatsache, daß von dem Manne eine religiöse Kraft ausging auf seine Kölner Gemeinde und daß er selbst sich auf den Boden des Christentums stellen wollte. Sie konnten sich auf das Wort Luthers berufen: „Man lasse die Geister aufeinanderplatzen; fallen etliche, so gehts nach Kriegsbrauch.“ Gesetzt auch, Jatho würde eine ganz verkehrte Weise des Evangeliums verkünden, so sollte man von einer so großen Kirche wie der preußischen erwarten, daß sie mit geistigen Waffen, ohne rechtlichen Zwang, über das Verkehrte Meister würde. Muß doch die preußische Landeskirche vieles ertragen, das sicher unendlich unchristlicher ist als sämtliche Heterodoxien des Pfarrers Jatho.

Das war die erste Phase des Streits um Jatho. In dem Streit Jatho-Harnack, der aus Anlaß einer Ansprache Harnacks an seine Studenten entstand, handelt es sich nun aber um eine ganz andere, im Grund viel wichtigere Frage. Harnack hatte den Entscheid des Spruchkollegiums über Jatho bedauert und von der Kirche gewünscht, daß sie für einen Jatho Platz habe. Aber er hatte gleichzeitig dagegen protestiert, daß die Eigenart des Evangeliums und der auf ihm ruhenden protestantischen Kirche verwischt und verflüchtigt werde durch einen schrankenlosen modernen Subjektivismus. Nunmehr trat die Frage: *Wer soll Platz haben in der christlichen Kirche?* zurück hinter der viel ernsteren: *Ist das Evangelium, ist der Protestantismus eine bestimmte geschichtliche Größe, oder das, was jeder von uns nach seinem Belieben daraus machen will?* Das Erste war die Ansicht Harnacks, das Zweite die Jathos, welche der Korrespondent der „Neuen Züricher Zeitung“ als selbstverständliche Wahrheit und als Konsequenz des Werkes Luthers anzunehmen scheint.

Ich könnte darauf hinweisen, daß unter den Universitätstheologen, die sich für Jathos Verbleiben im Pfarramt ausgesprochen haben, kaum Einer ist, der bei dieser Fragestellung nicht mit Harnack gegen Jatho ginge, nicht aus Feigheit und Mangel an Konsequenz, sondern aus der geschichtlichen Bildung heraus, von der Jatho in diesem Falle gänzlich verlassen ist. Allein es kommt hier nicht auf das Urteil der Professoren an, die Sache spricht durch sich selbst. Hätte Jatho recht, so bestände die ganze Religionsgeschichte aus Myriaden Atomen von Gottsuchern, von denen jeder einzelne nach der Stärke seines Gefühles, seiner Ahnung, seiner Begeisterung es mehr oder weniger weit gebracht hätte; keiner aber hätte das Recht, zu sagen, er habe Gott gefunden und besitze ihn. Jesus und Jatho ständen dabei ganz auf der gleichen Linie, da Jesus, als ein Gottsucher wie Jatho, „uns Andern über Gott nichts Maß-

gebendes mehr zu sagen hat" und schon das Bekenntnis „Herr und Meister" für einen modernen Menschen eine Zumutung bedeutet. Und nun sehe einer die wirkliche Religionsgeschichte an: die ist dieses Gemenge von gottsuchenden Atomen gerade nicht, die zeigt uns vielmehr die großen gemeinschaftlichen Einzelreligionen, die aus der grundlegenden Kraft eines Offenbarungsträgers und seines Gotteserlebnisses die Freude des Gottesbesitzes gefunden haben, eines Besitzes, der freilich nicht fertig und abgeschlossen ist, der aus seiner Unerschöpflichkeit heraus vorwärts treibt und immer neue Aufgaben stellt, aber seinen Besitzern doch die ganze Kraft und Seligkeit des Gotthabens jetzt schon vermacht. Und unter diesen geschichtlichen Religionen ragt das Christentum darum hervor, weil es ein Offenbarungszentrum hat von einer alle andern überragenden Majestät und Herrlichkeit, und weil an diesem Zentrum durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart alle vorwärtsführende religiöse Kraft entspringt. Hier mit der Antithese kommen: entweder ein Gott oder ein Mensch wie ich, wie Jatho, heißt auf die Elemente des geschichtlichen Verständnisses verzichten, heißt, speziell auf deutschem Boden, hinter all das zurückgehen, was so freie Forscher wie Harnack und Troeltsch, um nur diese zwei Namen zu nennen, an wissenschaftlicher Erkenntnis uns erobert haben. Ja, es ist nicht bloß der Verzicht auf geschichtliches Verständnis der Religion, es ist der Mangel an Religion selbst, an „Ehrfurcht vor dem, was über uns ist", der aus Jathos Zeilen spricht. Wer in seinem religiösen Leben noch nicht so weit gekommen ist, daß ihm der Abstand seiner eigenen Person von Jesus aufgegangen ist, wer es fertig bringt, Jesus zu sich herab oder sich zu Jesus hinauf zu setzen, gehört zu den Karikaturen der Religionsgeschichte. Es greife nur getrost jeder Leser zu Jathos Andachten „Fröhlicher Glaube", und lese nachher die Evangelien, um etwas von diesem Abstand selber inne zu werden. Oder, da Luthers „Freiheit eines Christenmenschen" an dieser Stelle genannt wurde, es lese einer diese Schrift Luthers und denke dann darüber nach, wie Luther und wie Jatho sich zu Jesus stellen, und mit welchem von beiden er selbst es halten will. Wir reden keinem einseitigen Methodismus das Wort, wir bestreiten nicht, daß Gott auf tausend verschiedenen Wegen sich dem Menschen erschlossen hat. Aber in der Geschichte des Christentums sind die größten Zeiten immer diejenigen gewesen, wo es wieder Menschen bewußt wurde, was sie an Jesus hatten, an Gaben und Aufgaben. Es scheint, daß der Fall Jatho uns gerade diese Erkenntnis klarer in die Herzen schreiben muß.

Eben darum wird Harnacks unlogischer Dualismus von der prinzipiellen Bestimmtheit und praktisch zu übenden Weitherzigkeit der Kirche doch die beste Parole für die verworrene Lage der Gegenwart bleiben. Eine protestantische Landeskirche soll so weitherzig sein, daß sie Raum hat für einen noch so freien modernen Pfarrer, der selber im Ernst ein christlicher Pfarrer sein will, und dem das Ja wichtiger ist als das Nein. Aber leben wird eine Kirche nicht von diesen paar Monisten und Hypermodernen, und wenn diese Weitherzigkeit ihr einziger Besitz ist, wird sie dabei sogar schneller zerfließen und zugrunde gehen als bei sektenhafter Abgeschlossenheit. Leben wird eine protestantische Kirche auch in der Zukunft von der Kraft der Person Jesu und seines Evangeliums. Und das Bewußtsein in ihren Pfarrern und Laien lebendig zu halten, was wir an Jesus haben, was uns Gott in Jesus gegeben hat und gibt, das wird die Hauptaufgabe aller kirchlichen Arbeit bleiben, nicht im Gegensatz, sondern im Einklang mit dem, was eine strenge Wissenschaft uns über die Religionen und ihre wirklichen Kräfte zu sagen hat.

Paul Wernle

Volksbibel

Wenn des rauhen Tages Stimmen schweigen, in spätester Abendstunde oder an einem freien, sonnigen Morgen nehme ich gern einmal einen Band der Klassiker vom Bord — alte Freunde, durch früheres Studium vertraut. Da öffnet sich mühelos meiner Seele das Reich der schönen Welt, es beginnt in ihr ein Klingen und Singen, leuchtende Farben, kraftvolle Gestalten, Schönheit und Friede umgeben mich. Manchmal, nach besonders schweren Tagen greife ich zur Bibel, voller Sehnsucht, wieder einzutreten in die herrlichste Welt, aus der ich doch, wie ich wohl weiß, in schwerer und froher Arbeit meine beste Kraft gewonnen habe. Aber immer wieder werde ich enttäuscht. Lieber lese ich noch — wenn der müde Geist es vermag — im griechischen Text. Weizsäcker, Kautzsch, Stage — man möge es mir verzeihen — aber für diese Lage sind sie nicht geeignet. Sie sind zum Studium geschrieben, aber nicht, um mit den klassischen Texten der Weltliteratur zu konkurrieren, um zu erbauen und der Seele Sturm zu befriedigen.

Die heutige deutsche Lutherbibel vermag ich nicht mehr zu lesen. Das muß einmal bezeugt werden vor aller Welt. Ich, der ich Theologe bin, und doch mit den Menschen dieser Tage so zusammenlebe, arbeite, streite, leide, so daß ich allen poetischen kirchlichen Illusionen abgestorben bin, will und muß einmal diese Not klagen. Es ist eine bittere, schreckliche Not: wir Deutschen vermögen unsere Lutherbibel nicht mehr zu lesen. Es ist schlimm für den Frommen. Es ist schlimm auch für alle Anderen. Die Bibel ist das große Quellenbuch der Weltgeschichte, das Allen verständlich offen daliegen könnte. Von den frühesten Kulturvölkern, von einfachen Zuständen des Menschengeschlechtes meldet es, zugleich aber auch von der ersten staatlichen Zusammenfassung, von dem ersten Suchen und Sinnen und Erleben des Menschengeistes. Und vorhanden ist dies Buch in der Sprache unseres frühesten klassischen Schriftstellers, diese Uebersetzung zugleich ein Denkmal aus unseres eignen Volkes Geschichte — aber lesen können wir dies Buch nicht mehr.

Wie oft habe ich vor jungen und alten Menschen Vorträge über Jesus gehalten, wie begierig hat man mich nach den Wundern Babyloniens gefragt, wie heftig habe ich die Probleme des Urchristentums diskutieren hören. Aber niemals — ich sage ausdrücklich niemals — kommt, in meinem bunten Kreis — ein Mensch darauf, etwas von diesen Dingen in der Bibel nachzulesen. Ja ein Lehrer, eine gebildete Dame kauft sich vielleicht eine moderne Uebersetzung, weil diese Leute eine gewisse literarische Beweglichkeit besitzen. Die meisten Menschen in Deutschland sind aber doch nicht berufsmäßige Büchermenschen. Man verzeihe, wenn ich daran erinnere. Aber wir Gelehrten neigen dazu, uns die übrigen Leute auch alle als Gelehrte, wenn auch etwas unvollkommene, vorzustellen. Nein, mein Schlosser, Ingenieur, Kaufmann, Offizier, Hafenarbeiter, oder wer auch immer, hat zu Hause eine Bibel, sei es auch nur eine Schulbibel. Oder er sah doch wenigstens bei seiner Großmutter eine Bibel. Und daher weiß er ganz sicher, daß dies ein Buch ist, welches man nicht lesen kann.

Woher kommt das?

Wir drucken die Lutherbibel noch immer so wie man im sechszehnten Jahrhundert druckte — für das Volk. Wenn ich diese Tatsachen recht bedenke, so möchte ich in hellen Zorn ausbrechen. Ich habe wohl Unrecht, aber dies erscheint mir wie eine große Lieblosigkeit. Der Druck in zwei Spalten sieht schon wunderlich altertümlich aus. Die Zeilen werden dadurch zu kurz. Durch die Verszahlen, die die Sätze in Bruchstücke schneiden, wird das Lesen zu einem ärgerlichen Geschäft. Vielleicht hatte das einen Sinn für Hausväter, welche die Bibel vor den Ihren rezitierten, war auch gut, um die Bibel als Orakelbuch zu benutzen, welches man in Notzeiten aufschlug. Aber die Zeiten liegen doch jetzt lange hinter uns.

Die größten Schwierigkeiten macht freilich sodann die Sprache der Lutherbibel. Seit Luthers Tagen hat sich die Wortstellung verändert und die Bildungsformen des Verbums sind kürzer geworden. Viele Wörter haben ihren Sinn geändert, oder sie haben doch einen anderen Wert und Klang bekommen. So lange die meisten Deutschen, auf dem Land aufgewachsen, überhaupt erst aus der Bibel das Hochdeutsch lernten, wurde diese Weiterbildung der Sprache noch nicht so sehr empfunden. Heute aber redet schon das Lese- und Rechenbuch zu dem Kinde eine andere Sprache, und für die Massen des großstädtischen Volkes ertönt überhaupt ringsum eine ganz andere Sprache als die der Bibel. Den Lutherischen Katechismus in einer norddeutschen

Stadt mit den Kindern zu behandeln ist eine hoffnungslose Aufgabe. Man muß mehr Sprach- als Religionsunterricht dabei geben.

Endlich wird das Bibellesen erschwert durch die Menge unnützen Stoffs, die unsere Bibel mit sich führt. Was sollen die endlosen Namenreihen? Was sollen uns die jüdischen Gesetze? Was die geographischen Tabellen bei Josua? Das ist nur wertvolles Material für die Kulturgeschichte. Ich habe die Seßhaftigkeit unseres guten Doktor Luther nie begriffen, mit welcher er die Uebersetzung aller dieser Dinge für die Volksbibel zu Stande gebracht hat. Aber ich bin ja freilich ein sehr unkirchlicher Mensch, wohne im dritten, eigentlich sogar vierten Stock zwischen 60000 Menschen, die alle ganz bös liberal, meistens sogar sozialdemokratisch gesonnen sind.

Ich will aber doch erzählen, wie es einem meiner Freunde mit der Bibel ging, als er sie gegen alle Regel einmal aufgeschlagen hat.

Er ist Maschinenbauer und hat das Technikum besucht. Er kann mit dem Hammer und mit den Büchern umgehen. Er ist also eigentlich ein vollkommenerer Mensch als wir Gelehrten. Nun also, er ist mit Logarithmentafeln vertraut. Darum wagt er sich auch einmal an das sonderbare gedruckte Buch, die Bibel, nachdem er einen Vortrag von mir über die ersten Kapitel der Bibel gehört hat. Darüber berichtet er mir: „Herr Classen, das ist doch ganz schrecklich. Das kann man doch garnicht lesen. Die ersten vier Kapitel sind ja ganz schön. Aber dann kommt doch lauter dummes Zeug mit den Menschen, die so endlos lange gelebt haben. Und dann kommen mit einmal Kinder Gottes, die sind aber keine Menschen. Ich denke, die Bibel lehrt doch den Monotheismus. Das kann doch kein Monotheismus sein. Ich habe auch den Psalm gesucht, wo von der Schöpfung geredet wird. Aber ich hatte die Nummer vergessen. Und da kann ja kein Mensch was finden. Man wird ganz wirr im Kopf von all den sonderbaren Ueberschriften. Die Psalmen, das sind ja auch so endlos viele, da müßte doch wenigstens ein Inhaltsverzeichnis dabei sein.“ Mein Maschinenbauer redet freilich etwas grob. Aber, wir Gelehrten, — sollen wir nicht froh sein, wenn überhaupt einer redet von den Sechzigtausend? Es sind ehrliche, wahre Worte aus der realen Welt, für die wir Gottesgelehrten doch wohl dasein sollen. Oder für was denn sonst?

So will ich mich denn der Sache der Tausende, ja der Millionen annehmen und fordern, was für sie geschehen muß: Wir brauchen eine neue Volksbibel. Und ins Volk rechne ich hier die Könige und die Naturforscher auch mit hinein. Ich glaube, auch diese Letzteren würden manchmal etwas respektvoller reden, wenn die Bibel ihnen als Kindern nicht in einer gar so unglaublich veralteten Uniform vorexerziert worden wäre. Die Blechhauben der ersten Gardekompagnie sind doch nur eine historische Spielerei und werden für den Ernst des Krieges nicht benutzt. Die Bibel lassen wir aber ganz ernsthaft in der Rüstung des sechzehnten Jahrhunderts einherschreiten.

Ich fordere aber Folgendes:

1. Die Bibel wird gedruckt wie jedes andere Buch auch. Die meisten Menschen schlagen heutzutage nicht mehr nach Verszahlen auf und könnten sie ganz entbehren. Indes, in allen Schriften über die Bibel wird nach Versen zitiert. Möge man sie also von 10 zu 10 außen an den Rand drucken.

2. Die Kapitelüberschriften müssen vollständig erneuert werden. Ueberschriften sind ein kurz gefaßter Kommentar und sehr nützlich. In meines Ur-Urgroßvaters Bibel haben die Ueberschriften noch so etwas vom epischen Ton des Nibelungenliedes. Unsere heutigen Bibelüberschriften hat so eine Art neugothischer Pietismus geschaffen. Sie sind einfach fürchterlich. Die Ueberschriften, die wir neu schaffen werden, müssen historisch orientieren, kurz und doch inhaltreich sein. Dazu müssen noch Ueberschriften sein, welche größere Partien zusammenfassen: z. B. „Leidensgeschichte“, „Antwort auf Fragen der korinthischen Gemeinde“. Auch die großen Resultate der historischen Kritik müssen durch die Ueberschriften ausgesprochen werden z. B. „Erster Schöpfungsbericht“, „Zweiter Schöpfungsbericht“, „Sage von dem ersten Mord auf Erden“, „Deuterojesajas“, „Anhang zum Markusevangelium“ usw.

3. Das Sprachliche: Die Lutherbibel muß gerettet werden. Das ist eine nationale Sorge ersten Ranges. Die epische Gewalt dieser Sprache schafft uns Keiner zum zweiten Mal. Aber wie soll das geschehen, wenn die Sprache doch nicht mehr verstanden wird?

Hier muß ich etwas länger ausholen. Unsere europäischen Sprachen scheinen mir in einem gefährlichen Entwicklungsstadium zu sein. Am schlimmsten steht es wohl mit dem Englischen. Diese Sprache schluckt fremde, sogar afrikanische Worte ein und gibt sie etwas gekaut als englische wieder von sich. Kein Wunder, wenn man solche Wörter in keinem Lexikon findet. Sie können auch unmöglich im ganzen englischen Sprachgebiet verstanden werden. Die Aneinanderfügung der Wörter im Englischen möchte man schon manchmal als agglutinierendes Sprachgeklebe bezeichnen. Und nun fragt sich: Ist dies überhaupt noch eine indogermanische Sprache? Ich habe zuweilen Berichte amerikanischer Wohlfahrtseinrichtungen gelesen und war dann meist verdrossen durch dies leichte Ueberhinreden. Wissenschaftlich scharfer Ausdruck wird in einer solch verwahrlosten Sprache ganz unmöglich.

In einem amerikanischen Berichte fand ich einmal fortwährend das Wort leopardize gebraucht. Es sollte, wie es scheint, so etwas bedeuten wie riskieren. Nun, bei uns in Hamburg sagt man wohl auch einmal, wenn Jemand schnell einhergeht, er kommt „angetigert“. Wir sind doch noch weit von der Roheit entfernt, etwas Derartiges in ernster Prosa zu gebrauchen.

Aber unser Deutsch befindet sich in einer anderen Gefahr. Der geistreiche Stil voller abstrakter Substantive, voller Anspielungen, arm an belebenden Verben wird immer beliebter. Man prüfe einmal den folgenden Satz:

> Der enge Pflichtenkreis der Arbeiterfrau wurde uns wichtiger als die breite Gedankenmasse des Sozialismus, die Verwirrung ungeleiteter Kindheit, die Gefahr führerloser Großstadtjugend, die täglichen Konflikte väterlicher Sorgen, die Krisen des proletarischen Familienlebens überhaupt — das alles, was Niemand voll begreift, wenn er es nicht miterlebt, verlangte nach uns lauter mit jedem Tage.

Ich weiß, daß Viele solchen Stil lieben. Aber dieser Stil ist für den geistig weniger Elastischen schwer. Zwar lesen wir so etwas alle Tage. Schließlich meint Jedermann auch so reden zu können. Und es entsteht das halbgebildete, nur halb verständliche Geschwätz des modernsten Feuilletons. Wenn das so weiter geht, werden wir in fünfzig Jahren von allen unsern Klassikern kaum noch Etwas genießen können. Unsere Sprache wird einen Zustand geschraubter Affektiertheit erreicht haben wie das Griechisch des Eusebius. Dann aber Ade, Poesie! Ade, Wissenschaft! Ade, Wahrhaftigkeit! Das Ende der germanischen Geistesgeschichte wäre erreicht, wie dereinst das Ende der griechischen.

Wir müssen unsere Sprache in Zucht nehmen. Und dazu kann uns Luther helfen. Hier ist eine wahrhaft kräftige und klare Prosa. Freilich bedarf es einer umsichtigen Weiterbildung dieser Prosa. Die Wortstellung und die Verbalformen müssen modernisiert, die ganz außer Kurs gekommenen Wörter durch neue ersetzt werden.

So ein Beispiel 1. Mose 8, 9—11.

Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Kasten; denn das Wasser war noch auf dem ganzen Erdboden. Da tat er die Hand heraus, und nahm sie zu sich in den Kasten.	Als aber die Taube nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in die Arche; denn das Wasser stand noch auf dem ganzen Erdboden. Da hielt er seine Hand heraus und nahm sie zu sich in die Arche.

Das Wort Kasten klingt hier heute komisch. Für meine Hamburger würde Hausboot genau das Richtige sagen. Aber für das ganze Volk ist Arche das richtige Wort, aus Coopers Indianergeschichten und durch das Kinderspielzeug geläufig.

Noch ein Beispiel Apostelgeschichte 21, 2—3.

Und da wir ein Schiff fanden, das gen Phönizien fuhr, traten wir drein, und fuhren hin. Als wir Cypern ansichtig wurden, ließen wir sie zur Linken, und schifften gen Syrien, und kamen an zu Tyrus; denn daselbst sollte das Schiff seine Ware niederlegen.	Und da wir ein Schiff fanden, das nach Phönizien fuhr, stiegen wir ein und fuhren hin. Als wir Cyperns ansichtig wurden, ließen wir es zur Linken und schifften nach Syrien und kamen in Tyrus an. Denn dort sollte das Schiff seine Ware löschen.

Man sieht, hier wird eine feine und sehr umfangreiche Arbeit zu tun sein. Es gilt sozusagen unter Luthers Aufsicht und Erziehung zum heutigen Volke deutsch zu reden. Selbstverständlich müssen auch alle textkritischen Erkenntnisse verwertet und Fehler Luthers beseitigt werden. Ein Fehler Luthers war es z. B., das hebräische w' stets durch das schwere deutsche „Und" wiederzugeben. Dies w' ist doch nur eine Art Zwischenlaut. Im Deutschen genügt meistens Punkt oder Komma.

Die Briefe des Neuen Testamentes müssen wahrscheinlich fast ganz neu übersetzt werden. Die Paulusbriefe vermag ich z. B. ohne den griechischen Text bei Luther kaum zu verstehen. Hier ist Luther durch seine Uebersetzung nur ein sehr interessanter Kommentator. Also wenigstens Paulus, dieser unserem modernen Geistesleben so nahe stehende Mensch, muß in einer noch zu findenden Weise neu übersetzt werden.

Wer soll nun solche große Arbeit vollbringen? Jedenfalls keine Kirchenbehörde. Das dauert zu lange. Oder es wird wieder viel zu ängstlich gearbeitet. Eine unserer Verlagsbuchhandlungen, die durch die Arbeit der deutschen Theologen groß und weltberühmt geworden sind, muß diese Arbeit organisieren. Zwei oder drei theologische Privatdozenten, die ja nicht mit Glücksgütern und auch nicht durch die Gunst der Großen gesegnet zu sein pflegen, soll solch eine Firma für gutes Honorar beauftragen. Wissenschaftliche Muße, gründliche Kenntnis des Semitischen wie des Griechischen, philologische Schulung und Begeisterung für die Aufgaben der Theologie — das alles müssen diese Männer haben.

Das Werk muß in selbständigen Heften erscheinen, zu 30—60 Pfennigen etwa,*) und so gegliedert und überschrieben, daß Jeder erkennt, was hier geschehen ist: die Geister der alten Bibel sind wieder frisch in unser Leben eingetreten, so etwa wie ein starker, gesunder Volksstamm, der fern ab zwischen Meer und Heide in Altväter-Sitten fast versteinert gelebt hat, durch den Strom der Geschichte ergriffen plötzlich neu belebt in erstaunlicher Kraft sich aufrichtet und die Geschicke ganzer Nationen mit schöpferischer Gewalt in die Hand nimmt.

Folgendermaßen denke ich mir das Werk eingeteilt:

Die älteste Kunde über Jesus von Nazareth (Matthäus, Markus, Lukas).

Die Schriften des Urchristentums (Paulus, andere Briefe, Johannes-Evangelium, Apokalypse).

Die Sagen der Bibel (aus Moses 1—5).

Die Helden und Königsgeschichten der Israeliten (Josua bis Könige).

Die Geisteshelden des Alten Testamentes (Propheten in geschichtlicher Reihenfolge).

Romane und Novellen des Alten Testamentes (Hiob, Tobias, Ruth, Daniel, Jonas, Esther, Judith).

Die biographische und historische Literatur des späteren Judentums (Esra, Nehemia, Makkabäer [so weit wie nötig]).

Die religiöse und weltliche Poesie der Israeliten (Psalmen, das Hohe Lied, Jeremia, Klagelieder).

Die Weisheitsbücher des Alten Testaments (Sprüche Salomos, Prediger, Sirach, Baruch).

Von manchen dieser Bücher ist viel fortzulassen, z. B. große Stücke von Ezechiel. Der Unterschied von kanonisch und apokryph hat wenigstens beim Alten Testament keinen Wert mehr für uns. Die Apokryphen des Alten Testaments leiten zur Stimmung der Zeit Jesu über und sind, wie die Kunst zeigt, zum Teil außerordentlich volkstümlich.

Ich hoffe nicht der Ketzerei und Frivolität geziehen zu werden. Offenbarung oder Wort Gottes ist für uns freilich nicht mehr einfach die Bibel. Das Feuer Gottes in unsern Herzen ist es. „Das innere Licht" so riefen unsere angelsächsischen Vettern im blutigen Glaubenskampf gegen den Papismus. Und ebenso ist für uns Offenbarung der fromme Glaube der lebendigen Gemeinde Gottes, wie er fortwirkt von Mensch zu Mensch. Diesem Glauben ist freilich die Bibel ein weites Land, indem er wandernd sich erquickt und vertieft. Doch einstweilen ist eine Mauer um dieses Land gezogen, so hoch, daß selbst mancher Fromme und Gläubige nicht hineinkann.

*) Besser noch zu 10 Pfennigen, wie die Kolportageromane. Und ein Kolportageverlag müßte sich der Sache annehmen. So wie einst mein Luther vertrieben worden ist. D H

Aber 50—60 Pfennig-Hefte sind auch nötig; nur solche sind dem Sortimentsbuchhändler angenehm. Und dessen Hilfe ist sehr nötig. D B

Das kann man Beides machen, neben einander. D H

Einige Versuche, die sich auf dem rechten Wege bewegen, gibt es übrigens schon. Vor mir liegen in vier Bänden Die Heiligen Schriften von Martin Luther, Verlag Georg Müller, München und Leipzig.*) Der Druck ist wundervoll. Die Verszahlen sind in mattem Druck eingeschoben, so geschickt, daß sie beim Lesen gar nicht stören. Der Text ist indes ganz der alte; nicht nur die Formen „zwo" und „zween" sind beibehalten, sondern es scheinen auch die Verbesserungen der Evangelischen Kirchenkonferenzen nicht berücksicht zu sein. Aber jedenfalls ist es eine Freude in dem Werk zu lesen. Ein jüdischer Arzt fragte mich einmal dringend, warum es denn von einem so gewaltigen Werk der Weltliteratur wie Luthers Bibel keine Ausgabe gäbe, die man mit Vergnügen in seinen Bücherschrank stellen könnte. Dem ist nun sein Wunsch erfüllt. Aber als Volksbibel ist diese Ausgabe natürlich zu teuer. Jedoch in Volksbibliotheken sollte man sie einstellen, und zwar im Lesezimmer. Außerdem kenne ich von der englischen Bibelgesellschaft (London, Strand W. C.) ganz billige Einzelhefte der Evangelien in modernem Druck mit Bildern**) von Land und Leuten. Indessen fehlt es hier an den so sehr nötigen neuen Kapitelüberschriften.

So ist also noch die große Arbeit zu leisten. Und es ist die höchste Zeit, daß sie angegriffen wird.

Eine Bedingung stelle ich noch auf: Die das Werk unternehmen, müssen ein ganzes Jahr oder doch vier-, fünfmal während der Universitätsferien zu mir ins Hamburger Volksheim kommen, damit sie mit dem Volke leben lernen, und damit sie ihm aufs Maul sehen, wie Luther schön sagt. Ueberhaupt: der Weg ins Volk! Mut, Liebe, Zutrauen sind nötig; dann gelingts. Denn wir sind ja doch Eines Blutes. Die große Gelehrsamkeit macht uns nur manchmal etwas blind.

Walther Classen

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Der Aufsatz von Walther Classen sei ausdrücklich zur Diskussion gestellt. Ist nicht in dieser Richtung schon mehr geschehen, als der Verfasser vermuten läßt?

Auf die endgiltige Anzeige der Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt im Inseratenteil sei auch an dieser Stelle hingewiesen. Wer nach Goslar kommt, wird gut tun, vorher die Foerstersche Broschüre zu lesen, die auf der letzten Seite dieser Nummer angekündigt ist, um größeren Gewinn von Foersters Vortrag zu haben. Ein Vorzugspreis für die Freunde besteht nicht. Man bestelle also eiligst die Schrift bei seinem Buchhändler. Natürlich wird sie auch in Goslar zu haben sein. Die Verhandlungen sind alle Jedermann zugänglich mit Ausnahme der Generalversammlung. Ein Wohnungskomitee besteht nicht; Goslar hat Herbergen die Menge, immerhin wird es gut sein, sich im voraus zu sichern. Hotel Achtermann wird gewiß allen Wünschen entgegen kommen.

An drei Tote sei gedacht, die im Laufe dreier Wochen aus dieser Welt gegangen sind. Erst 54 Jahre alt starb in Leipzig Otto Kirn, Professor der systematischen Theologie, ein feiner Geist von stillem nachhaltigen Wirken in Universität und Landeskirche, Württemberger seiner Herkunft nach, am 18. August. Im folgte am 23. einer der populärsten Kirchenmänner Deutschlands, vielleicht der populärste: Friedrich Meyer, Superintendent in Zwickau, Hauptvorkämpfer des Evangelischen Bundes, ein Vater der evangelischen Deutschen in Oesterreich, lange Zeit der eigentliche Träger der dortigen Los-von-Rom-Bewegung, 70 Jahre alt, Sachse mit allen guten Eigenschaften dieses Stammes. Endlich am 5. September in Berlin, 76 Jahre alt, Heinrich Engel, Chefredakteur des Reichsboten, gewesener Pfarrer in Hessen, bis 1878 dieses Blatt gegründet wurde und er alsbald seine Leitung übernahm. Gewiß hat an anhaltender Verkennung und Kränkung der freieren Theologie kein Organ mehr geleistet als der Reichsbote, aber das war nun die Enge des Mannes und seiner Freunde: ein Charakter ist er doch gewesen, insbesondere in der Politik. R

*) Erschienen 1910. Vier Bände, 579, 584, 704, 893 S. Kartoniert 20, gebunden 30 Mk.

**) Wie steht es aber da um die Bilder? Vgl. Jahrgang 1910 Nr. 11 Sp. 258! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 22., **nicht** 15. September 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Tolstois Christentum. Pfarrer Gutjahr.

Magdeburg. 27. September ½4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Protestantismus, Kirche und Lehrfreiheit.

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Goslar** Hotel Achtermann

Montag 2. Oktober abends ½7 Uhr: **Neue Ansätze in der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung.** Professor Stephan aus Marburg.

Dienstag 3. Oktober vormittags 10 Uhr: **Die Seele des Verbrechers und das Problem des Bösen im Menschen.** Pfarrer Philippi aus Wiesbaden. — Nachmittags 6 Uhr: **Die Gesamtlage unsrer Kirche mit besondrer Rücksicht auf ihre Verfassung.** Pfarrer Foerster aus Frankfurt a. M.

Mittwoch 4. Oktober vormittags 9 Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Dienstag Vormittag 9 Uhr: **Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein.** „Die Ergebnisse der Edinburger Missionskonferenz nach eignen Erlebnissen in Ostasien beurteilt." Missionsinspektor Witte.

Dienstag Mittag unmittelbar nach Schluß der Verhandlung über den Vortrag Philippis: **Generalversammlung des Vereins Notwendiges Liebeswerk.** Jahres- und Kassenberichte. „Neue Hoffnungen für die armenische Kirche." Pfarrer Stier.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Württemberg

treffen sich Donnerstag den 21. September (Feiertag Matthäus) zu Stuttgart 4 Uhr im kleinen Saal der Bauhütte, Büchsenstraße 53 zur **Vorberatung der Herbstzusammenkunft in Goslar.** Zahlreiches Erscheinen dringend erwünscht. Auch solche Gesinnungsgenossen, die nicht der „Vereinigung" angehören, sind zur Teilnahme eingeladen, insbesondere auch Nichttheologen.

Waiblingen **Dekan Herzog**

Pfarrer **Karl Hemmleb**

Martha Hemmleb

geb. **Wahnschaffe**

Vermählte

Zum 1. Oktober suche ich eine **tüchtige, zuverlässige Stütze** welche schneidern kann und im Haushalt Bescheid weiß. Zwei Burschen und zwei Mädchen im Hause. Familienanschluß. Angebote mit Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen an **Frau Major Tekkenbach, Mainz** Schillerstr. 27.

Suche für **2 Jungen** von 6 und 9 Jahren ein in der Kindererziehung und -pflege erfahrenes gebildetes evangelisches **Fräulein**, eventuell auch geprüfte Lehrerin, die neben dem Schulbesuch die Kinder in einzelnen Fächern (Natur- und Religionsgeschichte) unterrichten würde. Angebote unter **A M** an den Verlag der Christlichen Welt.

Ich suche für ein **gebildetes junges Mädchen**, das die Hauswirtschaft gelernt hat und sich gerne mit Kindern beschäftigt, eine Stelle mit Familienanschluss **zur Unterstützung der Hausfrau.** Gehalt nach Uebereinkunft. **Maria Kley** Oberlehrerin, **Bonn** a. Rh.

Bad Nauheim

Haus Kling Karlstr. 44

Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise. Frau Ober-Postassistent **Kling**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a.G.
Stuttgart

Lebens-Unfall Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage: M. 78,000000.–
800 000 Versicherungen.
Jahresprämie: M. 27,000000.–

Gesucht zur Unterstützung im Haus und bei den Kindern **gebildetes junges Mädchen**, am liebsten aus Süddeutschland, bei vollem Familienanschluß ohne gegenseitige Vergütung. Eintritt spätestens 1. November. **Pfarrhaus Schornsheim** (Rheinhessen)

Einladung

Die **Sächsische Kirchliche Konferenz** wird am **27. September** lfd. J. vormittags 11 Uhr im Saale der Freimaurerloge Harmonie in **Chemnitz** (Brauhausstraße 14) abgehalten.

Herr Professor D. Heitmüller in Marburg wird über „Jesus von Nazareth — der Stifter des Urchristentums?" und Herr Privatdozent Lic. Mulert in Halle über „Lehrfreiheit" sprechen.

Zu zahlreicher Teilnahme ladet ein

Leipzig, im September 1911

Der stellvertretende Vorsitzende **Prof. D. Guthe**

Soeben erschienen im Verlag von

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

D. Adolf Deissmann

Professor an der Universität Berlin

Paulus

Eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze mit je einer Tafel in Lichtdruck und Autotypie sowie einer Karte:

Die Welt des Apostels Paulus.

Groß 8. 1911. Geheftet Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.80

Im März 1910 hielt Professor Adolf Deißmann auf Einladung der Olaus-Petri-Stiftung in der Universität Upsala einen größeren Zyklus von Vorlesungen über Paulus. Er hat sich entschlossen, diese (1910 schwedisch erschienenen) Vorlesungen umgearbeitet und stark erweitert auch deutsch zu veröffentlichen. Unter Ablehnung der doktrinären Methode der Paulusbetrachtung und mit starker Herausarbeitung des antiken und des anatolischen Hintergrundes wird der Versuch gemacht, die Persönlichkeit des Apostels nach ihren verschiedenen historisch wirksamen Seiten vom allgemein kultur- und religionsgeschichtlichen Standpunkt aus zu skizzieren.

Die Ergebnisse der früheren Altertumsstudien Deißmanns und die Beobachtungen seiner beiden Orientreisen von 1906 und 1909 sind in die Darstellung hineingearbeitet. Beigegeben ist eine vom Verfasser entworfene Karte: „Die Welt des Paulus", die nach zum Teil neuen Gesichtspunkten die antike Mittelmeerwelt und die Reisen des Paulus darstellt. Der Text des Buches ist jedem Gebildeten verständlich.

Ernst Troeltsch

Professor an der Universität Heidelberg

Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu für den Glauben

Klein 8. Mk. 1.—

Der Verfasser beleuchtet die Lage des Problems der Christusverehrung von den schärfsten Konsequenzen der historisch-kritischen Forschung her, die in der Behauptung von der Nichtexistenz oder Unerkennbarkeit Jesu zum Ausdruck kommen. Er untersucht die Lösung, welche den Inhalt des christlichen Gottesglaubens von jeder wesentlichen Beziehung auf die Geschichte befreien will, und findet das aus sozialpolitischen Gründen unmöglich. Kultgemeinschaft verlangt die Beziehung auf die Person Jesu und es kann sich nur um die Gestaltung der Art dieser Beziehung, nicht um den Verzicht auf sie handeln.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung!

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis.** Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Einladung zum Abonnement!

Monatschrift für Pastoraltheologie

Zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

neu begründet von D. H. A. Köstlin und herausgegeben von

D. Dr. Paul Wurster, ord. Prof. der Theol. in Tübingen — Dekan a. D. **Lic. th. Rudolf Günther** Priv.-Doz. in Marburg i. H.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis Mk. 6,—. Einzelne Hefte 75 Pfg. Postzeitungsliste

Das soeben erscheinende **1. Heft des VIII. Jahrgangs** enthält u. a. nachstehende Beiträge:

Schian, Prof. D., Geschichte und Gegenwart im Kampf um unser kirchliches Leben —
Schöllkopf, Neutestamentliche Forschung im Dienste praktischer Wortverkündigung —
Kessler, Dr., Eine schmerzliche Erkenntnis und eine fröhliche Erkenntnis —
Gulimann, Repetent, Das Gilgamesch-Epos —
Hackenschmidt, Pfarrer, Erlebnisse. 2. Kor. 4, 10 —
Heyn, Rede bei der Trauung eines Lehrers —
Wurster, Prof. D., Der erste Krankenbesuch

Mit Beginn des neuen Jahrgangs wird die Monatschrift regelmäßig reichlichere Proben aus der Praxis des Amtes, Predigten und Predigtentwürfe, katechetische Entwürfe über schwierige Bibeltexte oder Katechismussätze, sowie Einzelfälle aus der Seelsorge darbieten. Die Leitung dieses Teils liegt in den Händen von Professor D. Wurster (Tübingen). Im übrigen wird das Programm unsrer Zeitschrift, der Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens zu dienen, unverändert bleiben. Daß die Probleme des Religions- und Konfirmandenunterrichts mehr und mehr in den Vordergrund treten, ist in den tatsächlichen Verhältnissen begründet. Die religiöse Unterweisung der Jugend ist für Schule und Kirche geradezu eine brennende Frage geworden, die das Interesse für manche andere an sich nicht minder wichtigen Aufgaben augenblicklich zurückdrängt. Auch fernerhin werden wir uns durch die heutige kirchliche Lage, in der eine weitere Verschärfung der religiösen und theologischen Gegensätze in den Landeskirchen zu erwarten ist, nicht auf eine parteitheologische oder kirchenpolitische Bahn drängen lassen, vielmehr nach wie vor darauf bedacht sein, jener Einigung im Wesentlichen zuzustreben, die nur auf dem Grunde evangelischer Weitherzigkeit, aber auch furchtloser Wahrhaftigkeit möglich ist.

Zeitschrift für den ev. Religionsunterricht

begründet von **Franz Fauth** und **Julius Köster**

in Verbindung mit vielen angesehenen Schulmännern herausgegeben von

Dr. H. Halfmann, Direktor des Realgymn. in Itzehoe — **H. Schuster,** Oberl. am Leibniz-Gymn. in Hannover

Jährlich 6 Hefte Mk 6.—. Einzelne Hefte Mk. 1.50

Für das **1. Heft des XXIII. Jahrgangs**, welches in diesen Tagen zur Ausgabe gelangt, sind u. a. folgende größeren Arbeiten vorgesehen:

Scholz, H., Prof., Schleiermachers Bedeutung für den Religionsunterricht —
Dörries, Pastor, Vom Schulgebrauch des Katechismus —
Püschel, Oberlehrer, Jesu Versuchung —
Schuster, Oberlehrer, Zur religiösen Psychologie der Jugend —
Schuster, Bericht der Magdeburger Kommission der paritätischen Religionslehrer —
Richter, Oberlehrer, Zur Reform des Religions-Unterrichts. (Lit. Uebersicht)

Außerdem enthalten die einzelnen Hefte regelmäßige Berichte über die verschiedenen Religionslehrerversammlungen Preußens und anderer deutscher Länder, und bieten in größeren zusammenhängenden Literaturübersichten den Fachgenossen einen bequemen Wegweiser über die einschlägigen neuen Erscheinungen. —

Jede Buchhandlung ist in der Lage, Bestellungen auf diese Zeitschriften aufzunehmen. Probehefte versenden wir kostenfrei.

Im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

gelangt in Kürze zur Ausgabe:

Entwurf eines Gesetzes betr. die Religionsfreiheit im preußischen Staate

Mit Einleitung und Begründung

Vorgelegt von

D. Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Gross 8. 1911. Preis Mk. 1.50

Der Verfasser ist der Ueberzeugung, dass, wenn die Erregung über den Fall Jatho nicht fruchtlos verpuffen soll, notwendig ist, den Zusammenhang zu erkennen, in dem er mit der Bedrückung der Dissidenten, der Zurücksetzung der Juden, der Rechtlosigkeit der von der Landeskirche abweichenden Denominationen u. s. w. steht. Daraus ergibt sich dann, dass die staatliche Gesetzgebung betr. die Religionsfreiheit in Preussen veraltet und mangelhaft ist und einer Erneuerung dringend bedarf. Die Vorschläge des Verfassers suchen aus dem Gedanken der „Trennung von Kirche und Staat" das Brauchbare heraus zu schälen und zu formulieren. Das Ziel ist die Entkirchlichung des Staates und die Entstaatlichung der Religionsgesellschaften, jedoch so, dass jeder ohne Unterschied mit voller Unparteilichkeit der Schutz des Staates gewährt wird.

Die Schrift enthält den Gesetzentwurf, der zu einem Teile in den „Mitteilungen an die Freunde" abgedruckt wurde, vollständig unter Voranstellung einer Einleitung und Anfügung einer ausführlichen Begründung.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung!

MONA LISA

VON LIONARDO DA VINCI

REPRODUKTIONEN DES KUNSTWARTS

ALS MEISTERBILD

Format 27 × 35 cm. Preis 0,25 Mk.

ALS VORZUGSDRUCK

Photogravüre. Preis 3.– Mk.
Bildgröße 31 × 43 3/4 cm. Blattgröße 55 1/2 × 74 1/4 cm
Auf China. Preis 5. Mk.
Bildgröße 30 × 44 3/4 cm. Blattgröße 60 1/4 × 80 1/2 cm

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MUENCHEN

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Demnächst erscheint:

Wie ist über den obligatorischen Gebrauch des Apostolikums bei der Taufe und bei der Konfirmation zu urteilen?

Von

Pfarrer Georg Löber

ca. 3 Bogen. 8°. Preis 60 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 36. Redefreiheit der Geistlichen — Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften 1909/10 (Fortsetzung) Die römische Kurie, 1. Januar bis 30. Juni (Schluß)

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen

sind gesundheitlich von höchstem Wert.

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Literarischer Prospekt der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Der Türmer)